

April 4/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Heiligende Pastoral: Das Osterlicht strahlt weiter 97

Johannes Schelhas
Heute in der Pfarrgemeinde Priester sein 99

Alexander Saberschinsky
Liturgie und Lebenswelt 105

Astrid Gilles-Bacciu
Bessere Seelsorge mit den Sinus-Milieus? 110

Norbert Gernand
Heute Osternacht feiern 114

Lioba Faust
In Bildern verkündigen 116

Walter Koll/Hans-Bernd Hagedorn
Die Bedeutung der Krankenhausseelsorge
für die Kirche 119

Thomas Kroll
Oh Wunder! 124

Literaturdienst: 126
Georg Steins, Egbert Ballhorn: Licht, Wasser, Leben.
Helmut Fischer: Musste Jesus für uns sterben?
Abraham a Sancta Clara: Hui und Pfui der Welt.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Pfarrer Dr. Johannes Schelhas, Nikolausplatz 15, 50937 Köln | Dr. Alexander Saberschinsky, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Astrid Gilles-Bacciu, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Norbert Gernand, Am Schneckenacker 42, 41541 Dormagen | Dr. Lioba Faust, Spindelbachweg 2, 93059 Regensburg | Pfr. Walter Koll/PR Hans-Bernd Hagedorn, Sigmund-Freud-Straße 25, 53105 Bonn | Dr. Thomas Kroll, Holsteinische Straße 21, 10717 Berlin

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Heiligende Pastoral: Das Osterlicht strahlt weiter

In unseren modernen Städten gibt es wenig Gelegenheit, bedrohliche Dunkelheit zu erfahren. Immer leuchtet irgendwo eine elektrische Lampe, ein Autoscheinwerfer oder ein Notlicht. Trotzdem: Wenn in der Osternacht die soeben am Feuer entzündete Kerze in die (nahezu) dunkle Kirche getragen wird, ist das für mich immer aufs Neue eine echte Lebens-Erfahrung. Die kleine Flamme wird zum Orientierungspunkt in der großen dunklen Kirche. Die neue Hoffnung leuchtet noch verhalten, aber mit einer großen inneren Kraft. Und dann geht es weiter: Wenige Augenblicke später verteilt sich das eine Licht auf die vielen Kerzen in den Händen der ganzen Gemeinde. Lumen Christi – Christus ist das Licht, das die Dunkelheit der Sünde und des Todes endgültig überwunden hat. Von Ostern her verteilt sich sein Licht in den Alltag jedes einzelnen Christen.

In unserer Pfarrkirche steht die Osterkerze bis Pfingsten auf einem hohen Leuchter mitten in der Gemeinde. Der auferstandene Christus ist als Hoffnungslicht in seiner Gemeinde gegenwärtig. Gelingt es mir als Seelsorger, das Leuchten seiner Auferstehung inmitten der Gemeinde zu entdecken und zu fördern? Das Dunkel ist nicht vernichtet, aber es ist bezwungen. Im Alltag der Gemeinde begegnet mir diese doppelte Erfahrung vor allem in der Begegnung mit den Kranken, etwa bei den Kommunionbesuchen am Herz-Jesu-Freitag. Natürlich erlebe ich bei diesen Besuchen oft Traurigkeit und die Mühe des Alltags. Aber sehr oft beeindruckt mich die

innere Kraft, mit der viele Kranke ihre Schmerzen bewältigen. Nie vergesse ich die Worte einer von Gicht in allen Gelenken geplagten und fast unbeweglich gewordenen 70-jährigen Dame. Auf meine Frage „Wie schaffen Sie das überhaupt?“ wies sie auf das Kreuz am Fußende ihrer Couch, auf der sie fast den gesamten Tag zubringen musste: „Wenn ich nicht auf Ihn schauen könnte, würde ich verzweifeln.“

Ein echtes Glaubenszeugnis ist für mich auch der kräftezehrende Einsatz der Mütter und Väter für Ihre Kinder, dem ich ganz lebendig bei Taufbesuchen begegne. Eltern verzichten auf Schlaf, verändern ihren Lebensalltag, schenken Geborgenheit und Liebe, um ihren Kindern ein positives und hoffnungsvolles Erleben der Zukunft zu ermöglichen. Bei der Taufe entzündet der Vater das Licht der Taufkerze an der Osterkerze, und dieses Licht wird den Eltern und Paten anvertraut: „Ihnen, den Eltern und Paten, wird dieses Licht anvertraut. Christus, das Licht der Welt, hat Ihr Kind erleuchtet.“ Wie gut, dass bei aller Mühe und Sorge das Licht Christi den Eltern und ihren Kindern gemeinsam leuchtet.

Viele Gemeindemitglieder kaufen für die Osternacht eine Kerze, die sie mit nach Hause nehmen oder an Freunde und Verwandte verschenken. In manchen Familien wird sie als „Sonntagskerze“ beim Frühstück angezündet und erinnert daran: Heute ist ein österlicher Tag, dessen Gestaltung Licht in das graue Einerlei des Alltags bringen will. Ein heilsamer Gedanke, der für mich die Frage aufwirft: Wie gestalte ich meinen Sonntag als Seelsorger? Natürlich muss ich auch am Sonntag für die Gemeinde präsent sein, aber diese Bereitschaft gilt doch primär den Aufgaben beim Gottesdienst. Könnte ein sonntägliches „Schreibtischverbot“ helfen, auch den Seelsorgern einen „heiligen“ Tag zu ermöglichen? Denn darum geht es seit der Zeit des Exodus der Israeliten, als sie die Fronarbeit in Ägypten hinter sich ließen und in der Wüste mit

„Brot vom Himmel“ gespeist wurden: „Heute ist Sabbat zur Ehre des Herrn. ... Sechs Tage dürft ihr sammeln, am siebten Tag ist Sabbat, da findet ihr nichts“ (Ex 16, 25–26).

Ostern als Fest des Beschenkt-Werdens mit göttlichem Licht! Gerade weil Ostern – anders als Weihnachten – nicht zugedeckt wird von äußeren Geschenken, hat die Botschaft vom Gnadengeschenk des liebenden Gottes vielleicht eine größere Chance. Es geht um das Wesentliche unseres Glaubens und unserer Seelsorge: Gottes Kraft ist stärker als Sünde und Tod; sein Licht erhellt auch die dunkelste Finsternis. Unsere gemeinsame Antwort als Seelsorger mit der Gemeinde: „Wahrer Gott, wir glauben Dir“ – im kraftvollen Singen der Osterlieder und im erleuchteten Leben des Alltags.

Liebe Leserinnen und Leser,

drei große Themen werden in dieser Ausgabe des Pastoralblatts beleuchtet: **1. die seelsorgliche Situation von heute** a) mit ihren Herausforderungen an den priesterlichen Dienst wie b) im Blick auf diejenigen, um die sich Seelsorge müht und die in den letzten Jahren in Gefahr stehen, nach Sinus-Milieus taxiert zu werden, sowie c) mit einem deutlichen Votum für die Bedeutsamkeit der Krankenhausseelsorge, gerade in Zeiten personaler Knappheit;

2. die Feier der Liturgie – auch diese noch einmal mit der Fragestellung der Anwendbarkeit der Sinusstudie, aber auch mit der konkreten Frage der Gestaltung der Osternacht sowie unter dem Aspekt des Lektorendienstes, für den konkrete Hilfen geboten werden.

3. Kreisen der Lektorenbeitrag durch seine Leistungsbeispiele sowie der Osternachtartikel durch sein Thema um die **Fasten- und Osterzeit**, schwingt dieses kirchenjahreszeitlich aktuelle Thema auch in der Filmrezension mit, wird doch der besprochene Lourdes-Film am Gründonnerstag in die deutschen Kinos kommen, der inhaltlich das Thema des Leidens aufgreift, das nach Georg Büchner in Gestalt des Schmerzes „der Fels des Atheismus“ ist, von dem wir aber zugleich aufgrund unseres Glaubens an den Gekreuzigten und Auferstandenen sagen, dass es auch zu dem gehört, was uns nicht „von der Liebe Christi trennen kann“ (Röm 8, 39).

Die Autoren sind: **Pfarrer Dr. Johannes Schelhas** aus Köln, Priester des Bistums Magdeburg und z.Zt. Habilitand an der Uni Bonn für den Fachbereich Dogmatik; **Dr. Alexander Saberschinsky**, Referent für Liturgie im Erzbischöfl. Generalvikariat Köln; **Astrid Gilles-Bacciu**, Referentin in der Erwachsenenbildung für das Kath. Bildungswerk im Erzbistum Köln; **Dipl. theol. Norbert Gernand** aus Dormagen, dem gerade die Feier der Osternacht auch in Form konkreter Projektarbeiten in Gemeinden ein Anliegen ist; **Dr. Lioba Faust**, Sprecherzieherin und Kommunikationstrainerin, besonders auch im innerkirchlichen Bereich, aus Regensburg; **Pfr. Walter Koll** und **Hans-Bernd Hagedorn**, Pastoralreferent, beide in der Kath. Klinikseelsorge an der Uniklinik Bonn und schließlich **Dr. Thomas Kroll**, Leiter des AtriumKirche in Bremen und ausgewiesener Fachmann wie Referent für den Bereich Film und Theologie.

Ein die Hoffnung und den Glauben stärkendes Osterfest wünscht Ihnen von Herzen

Ihr



Gunther Fleischer

Heute in der Pfarrgemeinde Priester sein

Das Leiten von Pfarrgemeinden¹ durch Priester ist in den letzten Jahren in die Diskussion gekommen. Organisation und Administration haben dabei eine Bedeutung erlangt, welche die theologische und pastorale Dimension der Gemeindeleitung durch den Priester im Konkreten sowie seine existenzielle, menschliche, geistliche Situation vielfach in den Hintergrund gedrängt haben. Die hauptamtlichen Tätigkeiten in den Pfarrgemeinden sind insgesamt vielfältiger geworden. Durch die rückläufigen finanziellen Einnahmen in den deutschen Bistümern wird die Vielfalt jedoch derzeit *via facti* weniger regeneriert. Das tangiert den Dienst der Priester keineswegs peripher, warten doch auf sie auch spezifisch neue Aufgaben. Eine dieser Aufgaben ist die Leitung bzw. der Hirtendienst in großen Pfarrgemeinden. Nicht allein die kanonischen Pfarrer, sondern alle in der Pfarrgemeinde tätigen Priester sind in die Leitung derselben auf sakramental-amtliche Weise involviert. Zweifelsfrei tragen die empirischen Faktoren mit dazu bei, den priesterlichen Dienst in der Pfarrgemeinde pragmatisch und funktionalistisch anzugehen. Doch eine solche Amtsausübung verbleibt, wenn sie die Praxis dominiert, unterhalb des Wesentlichen und bedarf deshalb der Reform, Korrektur und Weitung. Pfarrgemeindeleitung im theologischen Verständnis reicht höher und trägt weiter. „Sie besteht darin, eine Gemeinde im Auftrag, in der Kraft und nach dem Maß Jesu Christi aufzuerbauen.“² Dies ist das

Wesentliche. Es geschieht seitens des Priesters nicht allein durch Verkündigung, Feier der Sakramente und Ausübung des Hirtenamtes als Ausdruck der Teilhabe am dreifachen Amt Christi, sondern auch durch die elementare Befähigung derer, die zur Gemeinde gehören, zu ihrem Engagement in Welt und Kirche aus Glauben sowie in der Weckung ihrer Charismen und deren Integration in die Auferbauung der Pfarrgemeinde. In seiner vielschichtigen Tätigkeit ist der Priester besonders auch existenziell, eben als Freund Jesu Christi und als Mensch, als Bruder gefordert.

Zwei Aspekte, unter denen neben der dogmatischen Grundlegung und der praktischen Entfaltung gerade auch die menschliche Dimension des Priesterseins hervortritt, werden im Folgenden vorgestellt. Sie können zeigen, wie wichtig und unverzichtbar die Einheit von Göttlichem *in der Form des Weihesakraments* und Menschlichem *in der Existenz und im Leben des Priesters* ist. Wird diese Einheit spiritualisiert, nimmt die Kirche, die nicht von der Welt ist, aber in der Welt lebt, Schaden und büßt Glaubwürdigkeit ein. Wird diese Einheit spiritualisiert, versündigt sich priesterlicher Dienst am Christus incarnatus und am Priester als Mensch, der aus den Menschen ausgewählt worden ist.

1. Die sakramentale Würde priesterlichen Dienstes

Ausgangspunkt des Zweiten Vatikanums über das Wesen des priesterlichen Amtes ist die Aussage: Es „ist die erste Aufgabe der Priester als Mitarbeiter der Bischöfe, allen die frohe Botschaft Gottes zu verkünden, um so in der Erfüllung des Herrenauftrags ‘Gehet hin in alle Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen’ (Mk 16,15), das Gottesvolk zu begründen und zu mehren“ („Presbyterorum ordinis“, Art. 4,1). Der Ausgangspunkt priesterlichen Dienstes liegt in der Bezeugung des lebendigen Wortes Gottes, welches Christus in der

Kraft des Geistes ist. Authentisch zu bezeugen ist dieses Wort dem ganzen Volk Gottes, das ausdrücklich jene einschließt, die auf es hingeordnet sind. Gegenüber dem Konzil von Trient betont das Zweite Vatikanum den kirchlichen Lebenszusammenhang und den gemeinschaftlichen Weg aller Glieder der Kirche in der Mission des Auferstandenen bis an die Grenzen der Erde. Mit diesem Ausgangspunkt „scheint nun deutlich der Primat des Wortes bzw. des Verkündigungsdienstes ausgesprochen zu sein.“⁴³

Der gesamte priesterliche Dienst, nicht nur ein Teil desselben, wird in der Evangeliumsverkündigung verankert. Der Kern priesterlichen Handelns innerhalb des Volkes Gottes ist folglich die prophetische Verkündigung des Wortes. In sie wird die priesterliche Feier der Sakramente und die hirtendienstliche Aufgabe der Leitung hineingenommen. Das Zweite Vatikanum geht auf diese Weise mit seinen Ausführungen über das Konzil von Trient hinaus und spricht (mit Trient) neben der „Darbringung des Opfers“ und der „Nachlassung der Sünden“ durch den Priester (nun neu) von der öffentlichen Sendung der Kirche, an der die Bischöfe und Priester Anteil haben („Presbyterorum ordinis“, Art. 2,2). „So wird deutlich, dass die einzelnen Dimensionen des priesterlichen Dienstamtes auch in ihrer gegenseitigen Verknüpfung gesehen werden und erst als Ganzes die Aufgaben dieses ordinationsgebundenen Amtes ausmachen.“⁴⁴ Das Konzil legt damit eine Totalkonzeption des priesterlichen Dienstamtes vor. Das bedeutet zugleich: Der Dienst des Priesters geht existenziell bis zum Äußersten. Darin liegt gerade seine Würde, die Christus repräsentiert.

Das Schwergewicht der Verkündigung des Priesters hat Kardinal Ratzinger anno 1996 so reflektiert: „Die Menschwerdung des Wortes bedeutet, dass Gott nicht einfach durch den Geist zum Geist des Menschen kommen will, sondern dass er ihn durch die materielle Welt sucht, dass er ihn gerade auch als soziales und geschichtliches Wesen anrühren will. Gott will durch Menschen zu den Menschen kommen. Gott

ist so zu den Menschen gegangen, dass sie durch ihn und von ihm her zueinander finden. So schließt Menschwerdung Gemeinschaftlichkeit und Geschichtlichkeit des Glaubens mit ein.“⁴⁵ Die vielfältige Verkündigung des Evangeliums, die der Kirche anvertraut ist, gründet also in der Fleischwerdung des Wortes. Die Verkündigung Jesu Christi ist die Verkündigung durch die Kirche am und im Konkreten in der Gegenwart. Die Konkretheit kirchlicher Verkündigung ist auch im Dienst und Leben des Priesters inkarniert. Dies ist ein Zeichen seiner Würde, die Christus repräsentiert, auf das gesamte Volk Gottes hin.

Die Verflechtung von Verkündigungs- und Hirtendienst des Priesters kommt sehr gelungen in einer Beschreibung des pastoralen Auftrags zum Ausdruck, wonach der Priester als „Erzieher im Glauben“ an den Gläubigen wirken soll (vgl. „Presbyterorum ordinis“, Art. 6,2). Die Formulierung sollte den Priester ermuntern, geeignete Formen der Realisierung dieses Auftrags in seinem Leben zu suchen. Keiner braucht hier alles können, aber jeder sollte das Seine tun. Dies muss auch heute möglich sein; sonst stimmt etwas nicht! Beispielsweise: Der kluge Seelsorger, der Interesse am Lebensalltag der Menschen in der Pfarrgemeinde aufbringt, wird dabei seine Kenntnisse und Erfahrungen mit denen von Eltern oder Alleinerziehenden vermehren können, welche engagiert in der vielfältigen Erziehung ihrer Kinder und Jugendlichen Wege erfahrungshaften Einübens und kognitiven Lernens gehen und zugleich mühsam neue suchen. Wo sein Zeugnis in der Form des Rates, der eine Geistesgabe ist, – oftmals sogar: wiederholten Ratgebens – zum Tragen kommen kann, realisiert der Priester die einfache Verkündigung des Evangeliums in der Mitte, am Rand, teils sogar an Grenzen des Lebens. Oder wo ein Seelsorger in defizitären Situationen des Lebens, bei körperlicher oder seelischer Krankheit, in menschlichen Existenzkrisen, aber auch in gewichtigen Orientierungsfragen zu Rate gezogen wird, kann es ihm gelingen, Lichtstrahlen in das Dunkel des

Weges und letztlich des Glaubens einzelner Menschen hereinzulassen. Oder wo ein Seelsorger Sterbenden ermutigend beisteht, wird er sie auf das neue Leben schattenhaft vorbereiten und ihre Hinüberfahrt „ans andere Ufer“ (Mk 4,35) vielschichtig in Christus begleiten.

Bei der Erziehung im Glauben, so haben die unterschiedlichen Beispiele gezeigt, ist der Priester permanent herausgefordert, aufmerksam und umsichtig zu sein, wo und wie er seinen Verkündigungsauftrag fruchtbringend erfüllen kann, ohne sich sofort der Erntegaben zu erfreuen. Er entzieht dem Evangelium seine Dynamik und Dramatik, würde er darauf verzichten, dezent Wege in das Innere der menschlichen Existenz der Gläubigen einzuschlagen. Vermutlich liegen in einer Pfarrgemeinde auf diesem weiten Feld noch manche Ressourcen brach.

Ein altes Sprichwort besagt: „Vox populi – vox Dei“, des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Vor dem ausgebreiteten Hintergrund wird der Priester dieses Wort des Volkes ernst nehmen. Gerade auch unter dem den priesterlichen Dienst grundlegenden Aspekt der Verkündigung ist der sakramentale Dienst des Priesters dazu bestimmt, die Sinfonie (Zusammenklang) und Harmonie (Schönheit) der Stimme des Volkes mit der Stimme Gottes herbeizuführen. Dazu benötigt der Priester die Stimmgabel des Heiligen Geistes, die stets den einen Orientierungston bereitstellt. Dass das Volk Gottes, das als Pfarrgemeinde sich organisiert und versammelt, den göttlich-geisterfüllten Grundton tatsächlich hört – manchmal aber auch erschwert vernehmen kann –, hängt damit zusammen, dass das Volk Gottes als Ganzes die Salbung von dem hat, der heilig ist und sie im Glauben stützt und jeden Irrtum bzw. jede Lüge abweist (vgl. 1 Joh 2,20.27). Priesterlicher Dienst wird, um die Metapher von der Stimme fortzuführen, des Volkes Stimme nahe bei der Stimme Gottes halten. Zur Verstimmung sollte es nicht kommen dürfen. Der Priester trägt eine sakramental gebundene Verantwortung gegenüber dem Glauben konkret und spe-

ziell all derer, die zur Pfarrgemeinde gehören. Der ungeachtet seines Weiheamtes selbst in Taufe und Firmung gesalbt ist, soll aufgrund seines Weiheamtes und der Salbung in der Weihe anderen in Taufe und Firmung Gesalbten die Würde ihrer Salbung verkündigend, d.h. ermutigend und orientierend, vor Augen stellen. Der Priester löst auf diese Weise in der Pfarrgemeinde ein, was der Würde aller Getauften zutiefst entspricht und was das Kirchenrecht als allgemeine Sentenz so formuliert: *Salus animarum in Ecclesia suprema semper lex esse debet* (das Heil der Seelen muss in der Kirche höchstes Gesetz sein).⁶

2. Die Gewinnung des Personalen

Ausgangspunkt des Zweiten Vatikanums über das Weihesakrament ist die Aussage: „Jene göttliche Sendung, die Christus den Aposteln anvertraut hat, wird bis zum Ende der Welt dauern (vgl. Mt 28,20). Denn das Evangelium, das sie zu überliefern haben, ist für alle Zeiten Ursprung jedweden Lebens für die Kirche“ („Lumen gentium“, Art. 20,1). Der Ausgangspunkt des sakramentalen Amtes liegt in der Sendung der Apostel. Diese Sendung wird seit ihren Tagen durch die Überlieferung des Evangeliums verwirklicht. Mission von Menschen an Menschen wird zu allen Zeiten wahrhaftig auf dem Weg der Nachfolge umgesetzt. Apostolat und Evangeliumsverkündigung sind in der Kirche auf der Basis der Nachfolge Christi und der Apostel unabdingbar miteinander verflochten. Der Ausgangspunkt bevollmächtigter Sendung betrifft das Bischofsamt; von diesem her ergibt sich als eigene Ausfaltung das priesterliche Amt.⁷

Die Vernetzung von Apostolat und Evangeliumsverkündigung bedeutet konkret: Person und Sache gehören untrennbar zusammen. Jede einzelne Sendung wird individuell durchformt. In der Durchformung erstrahlt zudem ihre theologische Schönheit. Eine Sendung kann deshalb von den Inhabern der Sendung nicht abgetrennt

werden. Eine solche Entkopplung geschieht jedoch nicht, wenn ein Sendungsträger als Person existenziell hinter der Sendung zurücktritt, wenn er Jesus Christus an sich selbst und durch sich hindurch an anderen „handeln“ lässt. Das Eingehen des Priesters in die Sendung, sein Aufgehen in der Sendung, sein Stehen hinter dem Sendenden wird geradezu zum Lackmустest authentischen sakramentalen Priestertums in der Zeit, das seinerseits „im Kern Berufung zum Dienst am Taufpriestertum aller Berufenen“⁴⁸ ist.

Die „Anreicherung“ der menschlichen Existenz mit Jesus Christus, die man in gewisser Weise sogar als eine Einheit in der Existenz beschreiben kann, die weitere theologische Fragen aufwirft, schließt das sakramentale Handeln des Priesters „im Namen und in der Person Christi“⁴⁹ ein, geht aber in bevollmächtigten Handlungen nicht auf. Es reicht nicht zu, den Priester nur als Verwalter der Sakramente Gottes für die Menschen zu bestimmen. Priesterlicher Dienst, so unentbehrlich er am sakramentalen Lebensnerv der Kirche auch ist, erschöpft sich nicht in der Feier der sieben Sakramente, im liturgischen Vorsteheramt. Es kann bisweilen eine ernsthafte Versuchung sein – sie ist in unseren Tagen anscheinend gegeben –, den Priester auf den Sakramentenvollzug zu reduzieren. Dies geschieht immer dann, wenn er vom Bischof und seinen Mitarbeitern oder von führenden Leuten in der Pfarrgemeinde dazu gedrängt oder darauf fixiert wird oder wenn er sich selbst auf diesen Bereich spezialisiert oder beschränkt. Der Priester, der dieser Versuchung erliegt, büßt zweifelsfrei personale Qualitäten ein. Die Fokussierung auf sakramentale Handlungen macht das priesterliche Wirken einförmig, wodurch es schnell in Routine abzugleiten droht. Die Fokussierung gerät dann zur Verengung, wenn der Priester die vielfachen Formen der Evangeliumsverkündigung und seine von der Person durchformte diakonische Zeugnisgabe im Lebensalltag nur vermindert oder gar nicht mehr realisieren kann. So wird auch dem Sakrament und überdies der

Sendung Schaden zugefügt. Der Bischof stimuliert und fördert hingegen eine authentisch gelebte kirchliche Sendung der Träger des priesterlichen Amtes. Kommt die Sendung des Priesters in der Gemeinschaft von Menschen, in der Pfarrgemeinde gut zum Tragen, so gelingt es dem Priester umso mehr, die „Zeichen der Zeit“ („Gaudium et spes“, Art. 4) vernünftig zu unterscheiden und verantwortlich in das evangeliumsgemäße Handeln einzubeziehen.

Pfarrgemeinden sind offene Gebilde, in denen es eine Vielzahl von Vernetzungen gibt. Die Priester sind in der derzeitigen pastoralen Situation der Pfarrgemeinden gut beraten, die Verflechtungen zu erkennen und sie für das Leben der gesamten Pfarrgemeinde fruchtbar zu machen. In einem solchen Zusammenhang ist der Priester stets und zunehmend mehr als Mensch gefragt. Er wird in evolutive Prozesse innerhalb der Pfarrgemeinde hineingeholt und sollte darin in der Haltung Jesu transparent agieren. Um den mehrfach erwähnten Dienst der Einheit herbeiführen zu können, benötigt er neben seinen individuellen Charismen¹⁰ zahlreiche kommunikative Fähigkeiten der Führung in der Kirche.¹¹ Nicht alle erlernt er in der Ausbildung oder in diversen Weiterbildungskursen. Er sollte auch klug die Aufmerksamkeit gegenüber sich selbst vertiefen und in der Freundschaft zu Christus sich mehr befestigen, damit er vom Herzen des Evangeliums und von einem ihm entsprechenden Lebensstil nicht entfernt werde. In der Pfarrgemeinde wird er zunächst jene Schätze aus seinem Herzen hervorholen, die er sich durch die persönliche Herzensbildung im Lauf seines Lebens zu eigen gemacht hat. Er wird aber auch jene Erkenntnisse geduldig anwenden und jene Lichter neu entzünden, welche er aus der persönlichen Schriftmeditation, dem persönlichen Gebet und der Stundenliturgie sowie aus seinen zwischenmenschlichen Beziehungen gewonnen hat und gewinnt. So sehr ein Priester auf die Talente und Charismen aller in der Pfarrgemeinde achten und sie einsetzen sollte, so wenig darf

er daneben seine eigenen Talente und Charismen verkümmern lassen. Als Diener seines Herrn weiß gerade der Priester sich in die Pflicht genommen, mit *allen* seinen Talenten zu wirtschaften; denn wenn der Herr kommt, muss der Diener über *alle* Talente Rechenschaft ablegen (vgl. Mt 25,14–30). Bei der Prüfung seines Gewissens wird der Priester somit ständig bedenken, wieweit er sich auf *allen* Feldern priesterlichen Handelns herausfordern lässt und sich engagiert, wobei Prioritäten durchaus gesetzt werden können. Wer sich selbst vom Vollzug der Sakramente her nahezu restlos versteht – pointiert: vom Zelebrieren der Eucharistie im Übermaß (was nicht als Argument gegen die tägliche Eucharistiefeier ins Feld zu führen ist) –, steht in Gefahr, als in Gott verankerte menschliche Person zu verkümmern; steht in Gefahr, nur mit *einem* Talent, überdies sogar schlecht, zu haushalten (vgl. Mt 25,26).

Der Priester wird kraft der fortwährenden Unterscheidung der Geister alle seine Talente fruchtbar, uneigennützig und möglichst nutzbringend für das Ganze einsetzen. Denn seine Sendung liest die Kirche bzw. das Gros der Glieder der Pfarrgemeinde an vielen Seiten und Zügen seiner Person ab. Er kann auch als Mensch Großes gewinnen.

3. Priesterlicher Dienst in neuen Pfarrgemeinden – Thesen¹²

1. Die Herausforderungen an die Pfarrgemeinden hierzulande sind derzeit komplex. Sie liegen u.a. in der Gestalt der Kirche, in Gesellschaft und Staat, im geistigen Klima der Zeit, in den Lebensverhältnissen der Menschen und in der lokalen Organisation der katholischen Kirche in der Welt begründet. Die Pfarrgemeinden werden territorial größer, weil die Zahl der Priester, die Pfarreien leiten können, zurückgeht. Der Mangel an Priestern und der Verzicht vieler Christen auf vollständige Identifikation und regelmäßigen Kontakt mit der Pfarrgemeinde lassen sich offensichtlich nicht trennen.

2. Das Leben in der Pfarrgemeinde wird sich mehr denn je in die Stadt bzw. in ein Zentrum verlagern. Der neue Ort ist meist nicht mehr mit dem Dorf oder Stadtteil identisch, in dem bisher eine Pfarrgemeinde sich versammelte. Die kirchlichen Lebensregungen an der Peripherie der neuen Pfarrgemeinden dürfen aber vom Zentrum aus nicht erstickt werden. Diejenigen, die in gemeindlichen Strukturen oder Substrukturen agieren, müssen für das Zusammenspiel aller lokalen Teile einer Pfarrgemeinde aktiv eintreten. Eine Pfarrgemeinde als Ganzes steht und fällt mit den drei Grundvollzügen christlicher Lebenspraxis: Verkündigung des Wortes Gottes, Feier der Sakramente und dienende Hingabe. An ihnen muss auch jeder lokale Gemeindeteil in seinem Wirken sich messen lassen.

3. Der Dienst des Priesters muss in den Umbrüchen der Gegenwart mehr denn je als sakramentaler Zeugendienst an der Einheit der Pfarrgemeinde verstanden werden. Die Pfarrgemeinde benötigt den priesterlichen Zeugen, da er die Glieder der Gemeinde zur Einheit „bewegt“ und verpflichtet. Die Organisation und Verwaltung der Pfarrgemeinde ist durch den priesterlichen Dienst, wenngleich nicht durch ihn allein, an die Transzendenz und Immanenz Gottes und an seine *Communio* rückgebunden. Das gemeinsame und das besondere Priestertum sind zum Wachstum der Kirche aufeinander verwiesen. Gleichwohl stehen beide, obgleich unterschiedlich, der Sakramentalität Gottes gegenüber.

4. Eine Pfarrgemeinde ist ein offenes Gebilde, in dem es eine Vielzahl von Vernetzungen gibt. Der Dienst des Priesters richtet sich darauf, die Verflechtungen im Geist des Evangeliums und missionarischer Offenheit zu fördern. Der Priester wird hier vor allem als vom Geist erfüllter Ratgeber und Begleiter gesucht und ist dabei insbesondere als Mensch herausgefordert. Konflikte, die sich aus gewachsenen Strukturen der ehemals bestehenden Pfarrgemeinden ergeben, in der neuen Pfarrgemeinde nicht angehen oder seitens des Priesters auf die lange Bank schieben heißt

das Zusammenwachsen zu einer Pfarrgemeinde und ihre Einheit zu blockieren.

5. Die Einheit der Pfarrgemeinde erfordert ein aus dem Glauben gespeistes, zielorientiertes authentisches Engagement aller, die durch die Sakramente der Initiation in die Kirche aufgenommen sind. Der sakramentalen Eucharistie und dem kongruenten Leben aus der Eucharistie kommt dabei eine exponierte Stellung zu. Die Eucharistie ist die Quelle der Integration, welcher der einheitstiftende Dienst des Priesters in der Pfarrgemeinde dient. Die vielfältigen Charismen und Aktivitäten der Laien und Ordenschristen sind durch den Dienst des Ordo mit dem Herzen der Kirche verbunden.

6. So unverzichtbar die Feier der Eucharistie zur Auferbauung der Pfarrgemeinde und ein ihr entsprechender Lebensstil auch sind, so wenig darf der Priester seinen Dienst auf die Feier der Sakramente im liturgischen Vorsteheramt reduzieren. Reiche Frucht bringen wird das sakramentale Handeln des Priesters erst, wenn er auch anderweitig – nicht liturgisch amtlich, dennoch eucharistisch motiviert – das Evangelium verkündet und im Alltag diakonisch Zeugnis gibt. Das gelingt dem Priester umso authentischer, je mehr er seine menschlichen Eigenschaften kultiviert und aus Meditation sowie Kontemplation seinen Lebensstil formt.

7. Mit allen, die zur Pfarrgemeinde gehören, darf auch der Priester den Auftrag und das Ziel gemeindlicher Pastoral nicht aus den Augen verlieren. Das Reich Gottes, die Nachfolge Jesu, die „vollendete Gestalt Christi“ lockt nicht allein die ordinierten Amtsträger, sondern alle Getauften an. Der Priester soll dabei Helfer zur Freude aller an Gott sein.

8. Nicht die Menschen sind für die Pfarrgemeinde da, sondern die Pfarrgemeinde ist für die Menschen da! Der Priester steht und fällt mit dem authentischen Für.

Anmerkungen:

- ¹ Der Terminus Pfarrgemeinde wird verwendet, um die neuen, größer gewordenen Territorialgemeinden zu bezeichnen, die im Zuge der strukturellen Veränderungen in den deutschen Diözesen aufgekommen sind. Damit können die vielfältigen terminologischen und theologischen Schwierigkeiten, die mit den Begriffen Gemeinde, Kirche, Kirchengemeinde und Pfarrei verbunden sind, umgangen werden. Das Kompositum Pfarrgemeinde trägt dem Sachverhalt Rechnung, dass die Territorialgemeinde nicht bloß ein soziologisches oder kanonistisches, sondern ebenso ein theologisches Gebilde ist, welches sowohl systematisch als auch praktisch reflektiert werden muss.
- ² W. Kasper, *Der priesterliche Dienst* (1997), in: ders., *Theologie und Kirche*, Band 2. Mainz 1999, 128–144, 138.
- ³ J. Cardinal Ratzinger, *Dienst und Leben der Priester* (1996), in: ders., *Weggemeinschaft des Glaubens. Kirche als communio* (Festgabe zum 75. Geb.), hg. vom Schülerkreis. Redaktion: S. O. Horn und V. Pfnür. Augsburg 2002, 132–150, 135.
- ⁴ *Die Apostolizität der Kirche*. Studiendokument der Lutherisch/Römisch-katholischen Kommission für die Einheit, Paderborn und Frankfurt a. M. 2009, 124 (n. 247).
- ⁵ J. Cardinal Ratzinger, *Dienst und Leben der Priester*, 142 (Kursivierung getilgt).
- ⁶ Vgl. CIC can. 1752.
- ⁷ Dazu J. Ratzinger, *Theologische Prinzipienlehre. Bausteine zur Fundamentaltheologie*. München 1982 / Augsburg ²2005 (unv. Nachdr.), 254–259.
- ⁸ K. Koch, *Liturgie und Amtlicher Dienst*. Zur sakramentalen Dimension der kirchlichen Gemeinde, in: *HID* 57 (2003) 283–291, 290.
- ⁹ Papst Benedikt XVI., *Nachsynodales Apostolisches Schreiben „Sacramentum caritatis“* (22.2.2007), n. 23 (VApS 177, 2., korrigierte Aufl., 36).
- ¹⁰ Zum Begriff: N. Baumert, „Charisma“ – Versuch einer Sprachregelung, in: *ThPh* 66 (1991) 21–48, 46: „Charisma ist eine aus der Gnade Gottes hervorgehende, jeweils von Gott besonders zugewiesene Befähigung zum Leben und Dienen in Kirche und Welt.“
- ¹¹ Dazu: W. Pax, *Führung in der Kirche. Eine Führungskonzeption für die Katholische Kirche* (Benediktbeurer Studien 15). München 2007.
- ¹² Die Thesen sind ein Vorabdruck aus meinem umfangreichen Beitrag: *Priesterlicher Dienst in neuen Pfarrgemeinden*. Theologische Überlegungen zum Priestersein, in: *Geist und Leben* 83 (2010), Heft 3 (im Druck). – Mein Dank gebührt der Redaktion für die Erlaubnis zum Abdruck.

Liturgie und Lebenswelt

Anfragen an das gottesdienstliche Leben in Folge der Sinus-Milieu-Studie

Religion hat Hochkonjunktur: Das Wort vom „Megatrend Religion“ macht verschiedenen Orts die Runde; gar von „Respiritualisierung“ wird gesprochen. Das scheint auf den ersten Blick schwer zu glauben, wenn man schmerzlich erlebt, wie die Kirche immer weniger Menschen erreicht. Ist denn unsere kirchliche Erfahrung nicht vielmehr davon geprägt, dass Religiosität zu verdunsten scheint? Sind die pastoralen Umstrukturierungen in unseren Diözesen nicht auch eine Folge wegbrechender volkscirchlicher Strukturen?

Der Widerspruch löst sich teilweise auf, wenn man bedenkt, dass die Rückbesinnung auf Religion nicht zwangsläufig mit einer kirchlichen Orientierung einher geht, im Gegenteil: Religiosität bindet sich heute ganz im Sinne des modernen Paradigmas der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile eher nicht mehr institutionell und gilt tendenziell als Privatsache. So stellt sich aus kirchlicher Sicht die Frage: Wie wird Religiosität heute gelebt? Wie kann die Kirche die Menschen erreichen? Und speziell mit Blick auf das liturgische Leben als Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Tuns:¹ Wie feiern wir mit den Menschen von heute Gottesdienst? Dies sind Fragen, von deren Beantwortung sich Kirche nicht dispensieren kann. Insofern der Mensch der Weg der Kirche ist,² ist es die Aufgabe der Kirche, die Lebensfragen der Menschen in der Welt von heute aufzusuchen.

1. Sehen mit Hilfe der Sinus-Studie

Welches sind heute die „Zeichen der Zeit“, die es gilt „im Lichte des Evangeliums zu deuten“, um von der Wahrheit Zeugnis geben zu können?³ Gerhard Schulze beschreibt den tiefgreifenden Einstellungswandel in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland: Ehemals zielte die Lebensauffassung der Industriegesellschaft auf Überleben und Mängelbeseitigung. An diese Stelle tritt in der Erlebnisgesellschaft das „Projekt des schönen Lebens“. Letztlich geht es um die Verhältnisbestimmung von Ich und Welt, die in der Erlebnisgesellschaft nun anders vorgenommen wird: „Im alten Paradigma war die Welt das Gegebene, an das sich das Ich anzupassen hatte. Im neuen Paradigma hat sich das Verhältnis um 180 Grad gedreht – wenn überhaupt noch etwas als gegeben betrachtet wird, dann das Ich. Anzupassen hat sich die Welt ... Wenn es ‚wenig‘ Möglichkeiten gibt, muss man sich damit arrangieren; gibt es dagegen ‚sehr viele‘ Möglichkeiten, muss man umgekehrt das Vorhandene für sich arrangieren.“⁴

Wohl gemerkt: Was hier aus soziologischer Sicht konstatiert wird, betrifft die gesamte Gesellschaft, nicht etwa nur besonders progressive Gruppen oder Jugendliche. Vielmehr greift das beschriebene Paradigma – vielleicht anders als man zunächst vermuten würde – auch bei sich eher traditionell, wenn nicht sogar traditionalistisch orientierenden Menschen – einschließlich der Ausrichtung im liturgischen Bereich. Exemplarisch sei auf das Beispiel einer Dame verwiesen, die sich der Piusbruderschaft zugewandt hat:

„Die heilige Messe aller Zeiten ist einfach erhehend“, sagt Annemarie Fischer, die am Stadtrand von Saarbrücken einen „Hildegard-Naturladen“ betreibt. Ursprünglich war sie evangelisch, hat aber „von Yoga über Buddhismus bis Esoterik so ziemlich alles“ für sich ausprobiert. „Ich habe die Wahrheit über Irrwege gefunden“, erzählt sie. Sie wolle „katholisch sein, wie es

immer war“, mehr nicht. Drei Salzkristalllampen flackern. Wenn Kunden kommen, wechselt sie rasch das Thema, „weil man schnell angeschwärzt wird“. [...] Eine Zeit lang habe sie mit der rechtskonservativen Splitterpartei „Christliche Mitte“ geliebäugelt, die „eigentlich ganz vernünftige Ansichten“ vertrete – bis sie erfuhr, „dass die alternative Medizin und sogar das gute Himalayasalz verteufeln“. Irgendwo gibt es auch für die überzeugendsten Traditionalisten eine Schmerzgrenze.“⁵

Um über solche Schlaglichter hinaus gründlicher die Einstellung der Menschen in unserer Gesellschaft zu Religion und Kirche zu erheben, wurde 2005 im Auftrag der Medien-Dienstleistungsgesellschaft GmbH, München, und der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle e.V., Hamm, für die Deutsche Bischofskonferenz vom Institut Sinus Sociovision, Heidelberg, die so genannte Sinus-Studie erarbeitet.⁶ Die Ergebnisse dieser Studie wurden zwischenzeitlich breit diskutiert.⁷ Ihr alarmierendes, aber nicht unerwartetes Ergebnis lautet: Von den zehn Milieus, die sich im Koordinatensystem von sozialer Lage und Grundorientierung verorten lassen, erreicht die Kirche nur noch drei bis vier Milieus, in den Gemeinden noch weniger. Die katholische Kirche ist lediglich bei den „Traditionsverwurzelten“ der Mittel- und Unterschicht, den „Konservativen“ der Oberschicht und der „bürgerlichen Mitte“ präsent, zum Teil noch bei den „Postmateriellen“, die wiederum der oberen Mittel- und der Oberschicht zugerechnet werden.

Die Studie hat auch die Haltung gegenüber dem Gottesdienst erfasst: Die sehr disparaten Erwartungen an den Gottesdienst in den unterschiedlichen Milieus umfassen widersprüchlich Positionen.

- Das Motto unter den *Traditionsverwurzelten* lautet „Sonntag ohne Messe geht nicht“. Für sie findet alles religiös Bedeutsame im Rahmen der Kirche statt, so dass kirchliche Feiertrage im Jahreskreis, Wallfahrten, Rosenkranz und feierliche Rituale zu besonderen Anlässen zu den

festen Bestandteilen des religiösen Lebens zählen.

- Die *bürgerliche Mitte* bemisst ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinde daran, ob man „mit der neuen Gemeinde warm wird“.⁹ Dem entspricht eine Sympathie für Interaktives und Persönliches im Gottesdienst. Insofern Gemeinde als Kommunikationsplattform und Forum für die ganze Familie gesehen wird, erwartet man auch Gottesdienste für alle Altersstufen (Kinder, Jugendliche, Familie, Alte). Zu wichtigen Anlässen geht man selbstverständlich in den Gottesdienst (Weihnachten, Ostern, Erstkommunion u.a.), nimmt teil an Initiationsriten (z.B. Hochzeit in Weiß) und bei Feiern der Kinder (Kindergarten, Einschulung, Kommunion etc.). Die Rituale werden nicht hinterfragt, man macht sie schlicht mit. Zugleich wünscht man sich eine stilistische Öffnung des Gottesdienstes, insofern dies dem Einzelnen die aktive Teilnahme besser ermöglicht.
- Die Aussagen der *Postmateriellen* sprechen für sich: „Ich würde mehr erlebnisorientiert arbeiten“ [Frau, 43]. „Ich würde aber die Anteile dieser rituellen, dieser festgelegten, sich wiederholenden Textblöcke, wie auch immer die genau heißen, würde ich nicht zu stark werden lassen. Ich halte es für denkbar, dass man Riten und Strukturen beibehält, aber diese starke Festgelegtheit würde ich sicher aufbrechen wollen“ [Mann, 46].¹⁰
- Die *Etablierten* schlagen vor, Varianten der Gottesdienstgestaltung zu entwickeln und diese häufig anzubieten, um mehr Präsenz und Angebotsvielfalt zu erreichen (z.B. auch 10-Minuten-Andachten).
- *Moderne Performer* gehen nur selten in den Gottesdienst, dann aber bewusst. Ein Ziel des Kirchganges ist, Distanz zum hektischen Berufsalltag zu gewinnen. Wie in anderen Veranstaltungen auch, lehnt man es im Gottesdienst ab, auf eine passive Rolle beschränkt zu bleiben und in der Masse unterzugehen.
- *Experimentalisten* wünschen sich Alltags-Gottesdienste ohne Distanz. Die

immer gleichen „routinierten“ Abläufe sollen durch Abwechslung und Improvisation aufgebrochen werden. Licht, Farben und Hintergrundmusik tragen zu einer anregenden Atmosphäre bei. „Ich finde es schon ganz schön, dass ein Gottesdienst etwas von einem Spektakel hat, ...“ [Frau, 34].¹¹

- *Konsummaterialisten* schätzen Gottesdienste ohne Strenge. Symbolwirkungen, die von Kniebänken und dem Gegenüber von Priester und Gläubigen in Bänken ausgehen, lehnen sie ab. Der Wunsch nach Musik mit mehr Rhythmus wird geäußert, „doch sollen es keine ‚schwierigen‘ Lieder sein, die vorher einstudiert werden müssen, sondern einfache, eingängige Lieder mit mehr Pep“.¹²
- Die *Hedonisten* erwarten Sinnlichkeit bei der Gottesdienstgestaltung, etwa durch Musik. Die Sehnsucht nach Romantik soll sich im Gottesdienst erfüllen.

Das Urteil darüber, wie auf solche widersprechenden Erwartungshaltungen zu reagieren sei, kann nicht nur daran Maß nehmen, was die Menschen erwarten, sondern muss auch fragen unter welchem Anspruch die Feier des Gottesdienstes steht. Dies geschieht im Folgenden, bevor überlegt werden kann, welche Handlungsoptionen man entwickeln kann.

2. Liturgietheologische Standortbestimmung

Die Liturgie ist einer der kirchlichen Grundvollzüge. Bei allen drei Grundvollzügen geht es immer um den einen Glauben der Kirche: In der Martyria wird der Glaube bezeugt und verkündigt; in der Diakonia wird der Glaube in die Tat umgesetzt; der selbe Glaube wird in der Leiturgia gefeiert. Während man gemeinhin für die Verkündigung des Glaubens und erst recht nicht für den Dienst am Nächsten eine Lanze brechen muss, da ihre Berechtigung evident erscheinen, ist es wichtig zu verdeutlichen, dass die Liturgie kein Werk, sondern als Feier des Glaubens ein

zentraler Ort des Glaubensvollzugs ist. Was die Liturgie feiert, bekennen die versammelten Gläubigen im eucharistischen Hochgebet expressis verbis nach den Einsetzungsworten: das Geheimnis des Glaubens, nämlich Leiden und Auferstehung Jesu Christi, die jede liturgische Feier zu ihrem zentralen Gegenstand hat. Insofern im Gottesdienst der Kirche dieses Pascha-Mysterium gefeiert wird und sich „das Werk der Erlösung vollzieht“, wie das Zweite Vatikanische Konzil spezifiziert,¹³ geht es im Gottesdienst für die Feiernden im wahrsten Sinne des Wortes ‚um Leben und Tod‘.

Dabei erweist sich Liturgie als ein außerordentlich dynamisches Gesehen: Indem sich Gott in Jesus Christus in der Feier der Liturgie den Menschen heilvoll handelnd zuwendet, verlangt dies eine Antwort der Gläubigen, die in Lob, Dank und Bitten ihren Ausdruck findet. Zwar bleibt Christus immer der Ersthandelnde, denn Liturgie ist kein Ritus, der Gott verfügbar machte, doch sind die Feiernden in einen gottmenschlichen Dialog hinein genommen. Hierin findet die – nicht erst vom Zweiten Vatikanischen Konzil geforderte – tätige Teilnahme ihren theologischen Grund. Es handelt sich keineswegs um ein bloßes Gestaltungselement, um die Gottesdienste für die Gläubigen attraktiver zu machen, so wie man etwa bei einer Kinderkatechese sinnvollerweise auch die Kinder aktiv beteiligt.

Schließlich ist der kirchliche Kontext der Liturgie zu beachten: Wesentliches Kennzeichen christlicher Liturgie ist von jeher die Versammlung. Schon in der Apostelgeschichte werden die Begriffe „sich versammeln“ und „zusammenkommen“ zu Synonymen für den Gottesdienst. Diese gottesdienstlichen Versammlungen sind nicht nur ein soziologisches Geschehen, sondern haben theologische Qualität, da sich hier die Gemeinschaft der Gläubigen um Christus versammelt. Er ist derjenige, der Gemeinschaft untereinander stiftet. Damit ist die Versammlung ein beziehungsstiftendes Geschehen, und zwar nicht nur

hinsichtlich der Beziehung der Gläubigen untereinander, sondern vor allem hinsichtlich der Beziehung zu Gott. Daraus lebt Kirche; in diesem Sinne wird die Kirche durch die Feier der Liturgie aufgebaut. Die schwierige Frage der Gegenwart lautet – zumal angesichts einer zunehmend pluraler werdenden Gesellschaft: Wie versammelt man sich? Ist das Ziel die Versammlung der einzelnen Gruppen und Milieus zur gemeinsamen Eucharistiefeier? Oder ist es nicht erstrebenswerter, einen auf die jeweilige Gruppe angepassten Gottesdienst zu feiern, der gezielt auf die Menschen des jeweiligen Milieus abgestimmt ist?

Weitere Anfragen ergeben sich angesichts des Selbstverständnisses der Liturgie: Wenn Liturgie Feier der Kirche ist, dann setzt dies eine kirchliche Bindung der Feiernden voraus. Doch eben diese kann man – berücksichtigt man die dargelegten Beobachtungen der Soziologen und der Sinus-Studie – nicht ohne weiteres voraussetzen. Wie kann man dann noch Liturgie feiern, wenn die Gottesdienstteilnehmer eher die persönliche, spirituelle Bereicherung suchen, sich aber nicht grundsätzlich an die kirchliche Gemeinschaft binden wollen?

Weiterhin ergibt sich Klärungsbedarf hinsichtlich der Deutung der Liturgie als gottmenschlichem Dialog. Dieser Dialog ist im Grunde genommen ein Glaubensgeschehen: Gott wendet sich den Menschen zu, teilt sich in seinem Sohn, dem Wort Gottes, mit; die Menschen sagen „ja“ zu dieser Botschaft, letztlich zu Gott als Person. Allerdings wird man angesichts der Erkenntnisse über die heutige Gesellschaft davon ausgehen müssen, dass sich nicht alle Gottesdienstteilnehmer wirklich auf die personale Beziehung einlassen können oder vielleicht auch nicht wollen. Müssen sie von der Liturgie als Glaubensfeier ausgeschlossen bleiben?

3. Handlungsoptionen im Spannungsfeld von theologischem Anspruch und pastoraler Umsetzung

Gottesdienstfeier erweist sich als eine Herausforderung im Spannungsfeld zwischen unaufgebbarem liturgietheologischem Anspruch und dem Leben der Menschen: Weder kann sich die Liturgie aufgrund ihres ekklesiologisch begründeten Versammlungscharakters grundsätzlich an den einzelnen Milieus ausrichten, noch kann sie ein Angebot sein, das man unverbindlich immer dann wahrnimmt, wenn einem „danach ist“, da sie die Glaubensantwort der Mitfeiernden einfordert. Die Patentlösung existiert angesichts der widersprüchlichen Lage selbstverständlich nicht. Doch lassen sich verschiedene Ansatzpunkte benennen.

- Schon von ihrem Selbstverständnis her legt die Sinusstudie es nicht nahe, zukünftig vor allem milieugerechte Gottesdienste anzubieten, denn sie versteht sich als ein Instrument zur Wahrnehmung von religiösen Bedürfnissen; aus ihr kann man weder das Zeugnis noch die Praxis der Kirche ableiten. Es geht nicht darum, die Botschaft den Zielgruppen anpassen, aber darum, die Botschaft von den Zielgruppen her zu denken. Dazu ist es auch notwendig, die Menschen in ihren Milieus aufzusuchen und deren Sprache zu sprechen. Daher sollte man – und dies ist eine Aufgabe in den sich neu strukturierenden Seelsorgeeinheiten – neben der Flächenpastoral der Territorialgemeinden auch die Milieus in den Blick nehmen, d.h.: Hier sind kategoriale Seelsorge und Zentren gefragt. Sie bieten einen Rahmen, innerhalb dessen man in den jeweiligen Milieus die Sinnfragen der Menschen suchen und aufgreifen kann. Bei allem bleibt natürlich unbestritten, dass es Kirche um Verkündigung, nicht um Anbieten geht – auch und vor allem nicht im Gottesdienst. Es ist eine bleibende Herausforderung, die Gottesdienstfeier im Spannungsfeld zwischen unaufgebbarem liturgietheologi-

schem Anspruch und dem Leben der Menschen zu verorten. Denn der Heils-wille Gottes, wie er sich im liturgischen Gedächtnis aktualisiert, richtet sich an alle Menschen, nicht an einzelne Milieus, in denen aber die Menschen jeweils leben und die ihre Lebenswirklichkeit prägen.

- Die Entstehung größerer Strukturen, wie sie sich durch Fusionen, Zusammenlegungen und Kooperationen in der Seelsorge ergeben, bietet hinsichtlich der verschiedenen, nach Lebensphase und Milieu ausdifferenzierten Gruppen in einer größeren Seelsorgeeinheit eine große Chance: War es innerhalb kleinerer Pfarreien ehemals unmöglich, für alle das Passende anzubieten, so können nun innerhalb der Seelsorgeeinheit unterschiedliche Akzente gesetzt werden. Beispielsweise kann sich ein Gottesdienstort durch Kinder- oder Jugendgottesdienste profilieren, während an einem anderen ein kirchenmusikalischer Akzent gesetzt wird. Die Beispiele ließen sich vervielfältigen. Bischof Felix Genn beschreibt es so: „Die Pfarrei bildet ein Netzwerk mit unterschiedlichen Knotenpunkten, die miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig durchlässig befruchten, so dass auf der einen Seite die Heimatbezogenheit vor Ort ebenso gewahrt wird wie auf der anderen Seite durch die Pfarrstruktur der Blick auf das Ganze immer wieder neu geweitet werden kann.“¹⁴
- Wer auf diese Weise die Menschen in ihren unterschiedlichsten Lebensbereichen aufsucht, bemüht ist, ihnen auch eine gottesdienstliche Heimat zu geben, sieht sich mit neuen Herausforderungen konfrontiert: Wenn sich Liturgie als Feier des Glaubens versteht, dann stellt sich die Frage, ob eine Gottesdienstfeier streng genommen noch möglich ist, wenn die Versammelten weitgehend unsicher in ihrem Glauben sind. Zugleich ist Gottesdienst immer Feier in Gemeinschaft der Kirche. Aber was ist, wenn sich die Anwesenden nur bedingt zur

Kirche zugehörig fühlen (selbst wenn sie getauft sind)? Vor diesem Hintergrund scheint es sinnvoll zu unterscheiden zwischen denjenigen, die den Gottesdienst tragen (auch im theologischen Sinne), und solchen, die eher zu Gast sind, also weniger Gottesdienstfeiernde als Gottesdienstbesucher.¹⁵ Angesichts veränderter Vorzeichen ist eine derartige Differenzierung sinnvoll und notwendig. Denn klar zu erkennen, wer sich zur Feier versammelt, hat Konsequenzen für die Gestalt der Feier – bis dahin, dass man eventuell darauf verzichtet, Liturgie zu feiern, um auf andere Feierformen zurückzugreifen. Ein gutes Beispiel gibt Reinhard Hauke mit den Lebenswendefeiern im Erfurter Dom, die sich bewusst nicht als Liturgie verstehen.¹⁶ Nicht-liturgische Riten können in solchen Situationen gezielter dem diakonischen Auftrag gerecht werden, Menschen an wichtigen Punkten des Lebens zu begleiten, als dies mit einer verzweckten und verbogenen Liturgie möglich wäre.

- Auch für die gottesdienstliche Feier mit Milieus gilt – vielleicht sogar verstärkt –, was für jede Liturgie immer gelten sollte: das intellektuelle und künstlerische Niveau der Gottesdienste wahren; Authentizität der liturgischen Feier; Qualität der Zeichensprache, damit die Zeichen für sich sprechen können – gegebenenfalls mystagogisch erschlossen; die Vielfalt der liturgischen Formen ausschöpfen, die sich ergänzen.

Diese Ansatzpunkte können eine Richtung weisen, die einerseits vermeidet, dass Liturgie zum Vehikel wird, um bei den Menschen neue Verbindlichkeiten gegenüber der Kirche zu erreichen, indem sie sich den Milieus anbietet. Andererseits bieten sie eine Chance, die Menschen an ihren (gesellschaftlichen) Lebensorten aufzusuchen; denn diese dürfen erwarten, dass Kirche nicht nur Menschen an sich binden will, sondern sich auch an die Menschen bindet.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „Sacrosanctum Concilium“, Nr. 10.
- ² So 1979 Johannes Paul II. in seiner Antrittsenzyklika „Redemptor hominis“, Nr. 14.
- ³ So die bekannte und grundlegende Forderung der Pastoralen Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“, Nr. 4.
- ⁴ Gerhard Schulze, Was wird aus der Erlebnisgesellschaft?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12/2000, 3–6.
- ⁵ Kölner Stadtanzeiger 35 (11.02.2009).
- ⁶ Carsten Wippermann und Isabel de Magalhaes, Zielgruppen-Handbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus® 2005.
- ⁷ Vgl. etwa Michael N. Ebertz und Hans G. Hunstig (Hrsg.), Hinaus ins Weite. Gehversuche einer mileusensiblen Kirche, Würzburg 22008.
- ⁸ Ebd., 157.
- ⁹ Ebd., 198.
- ¹⁰ Ebd., 76.
- ¹¹ Ebd., 265.
- ¹² Ebd., 230.
- ¹³ Sacrosanctum Concilium, Nr. 2.
- ¹⁴ Felix Genn, Das Zusammenwirken von unterschiedlichen Orten, Formen und Vollzügen der Seelsorge in den vergrößerten pastoralen Räumen, in: „Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen. Dokumentation des Studententages der Frühjahrs-Vollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 213). Bonn 2007, 40–49, 47.
- ¹⁵ Vgl. Winfried Haunerland, Träger und Gäste. Zu unterschiedlichen Rollen von unterschiedlichen Mitfeiernden, in: Gottesdienst 34 (2000), 185–187, 186.
- ¹⁶ Vgl. Reinhard Hauke, „Feier der Lebenswende“. Versuch einer christlichen Alternative zur Jugendweihe, in: Diakonia 32 (2001), S. 132–138.

Astrid Gilles-Bacciu

Bessere Seelsorge mit den Sinus-Milieus?

Lektionen in Sozialkunde

Das Modell der Sinus-Milieus® ist auch in der Kirche mit zahlreichen Themen der Lebenserkundung präsent. Längst sind es nicht nur Wirtschaftsunternehmen, die die sozialwissenschaftlichen und marktpsychologischen Studien des Heidelberger Unternehmens SINUS Sociovision nutzen, um Produkte erfolgreich auf den Markt zu bringen und zu halten. Auch Politik, öffentliche Dienste und Einrichtungen nehmen die Sinus-Milieus zu Hilfe. Mit diesem besonderen Instrumentarium der Gesellschaftsanalyse will man die Lebens- und Denkweisen in verschiedenen sozialen „Milieus“ näher kennen lernen und die Trends mitbekommen. Um die „Zielgruppen“ besser zu erreichen, will man verstehen, ob und wie Leistungen und Angebote angenommen werden.

Eine große Zahl von kirchlichen Diensten kennt sich mittlerweile mit der „Milieu-Landkarte“ aus: verschiedene Felder und Arbeitsformen der Seelsorge, aber auch Kindertageseinrichtungen, Beratungsstellen und -dienste, Dienste der sozialen Arbeit, der Weiterbildung.

Auf Tagungen und Konferenzen wird mit dem Modell der Sinus Milieus in anschaulicher Weise der Blick in die Wohnzimmer der Gesellschaft getan, um Werte und Lebensziele, Lebensstile, Geschmack und Vorlieben der Menschen unterscheiden und einordnen zu lernen, auch ihre Nähe und Entfernung zu Orten und Themen der Kirche.

Die Sinus-Milieu-Typologie siedelt Menschen zwischen traditioneller und neuer Lebensorientierung an, zwischen wenig und guter Bildung, zwischen unterer und oberer sozialer Lage. Wie durch ein Sozialmikroskop werden sie sichtbar: die sog. Traditionsbewussten, die Bürgerliche Mitte, die Etablierten, die Konservativen, die Postmateriellen, die Modernen Performer, die Experimentalisten, die Hedonisten, die Konsum-Materialisten, die DDR-Nostalgiker.

Das Sinus-Milieu-Studium ist eine aufschlussreiche Weiterbildung für die Seelsorge wie für alle anderen Institutionen, die Leistungen und Dienste anbieten und mit und für Menschen handeln.

Das Bildungswerk der Erzdiözese Köln hatte die Gelegenheit, an einem Forschungs- und Praxisprojekt zu „Sozialen Milieus und Weiterbildung“ der Universitäten Düsseldorf und München teilzunehmen und ein Kurskonzept der Elternbildung für das sog. Milieu der Konsum-Materialisten zu bearbeiten.¹ Wichtige Einsichten zu Nutzen und Grenzen des Milieu-Ansatzes lassen sich von der pädagogischen Praxis auch auf die Praxis der Seelsorge übertragen.

Der Sinus-Milieu-Blick zwingt zu systematischer Kenntnisnahme der Vielzahl und der Verschiedenheit gesellschaftlicher Orte, die das individuelle Leben prägen. Die Zugehörigkeit zu diesen Orten, den „sozialen Milieus“, bestimmt die Lebensressourcen und befördert vergleichbare „typische“ Lebensgeschichten. Oft bestimmen diese, was Menschen für wichtig und schön halten, womit sie sich sicher und wohl fühlen, was sie in ihrem Leben erreichen wollen. Auch was Bildung und Lernen, auch was Religion angeht.

Die Beschäftigung mit den Sinus Milieus bedeutet eine enorme Erweiterung des Deutungswissens über soziale Lebenswelten für Angehörige sozialer, pädagogischer oder pastoraler Berufe. Sie unterstützt mit der Wahrnehmung auch die Würdigung von Verschiedenheit. Sie lässt auch die Relativität des eigenen Ortes und

der für ihn typischen Gesichtspunkte erkennen – eine Herausforderung für die Gestaltungsverantwortlichen von Seelsorge, Bildung und sozialer Arbeit, die ihre Angebote mit der natürlichen Beharrung und Schwerkraft bewährter Inhalte und Formen präsentieren und eingewöhnte Deutungen haben über die Menschen, für die sie tätig sind.

Anschub für professionelle Selbstkritik

Vor dem Hintergrund der Sinus-Milieus eröffnet sich eine einzigartige Chance der Selbstreflexion:

Die Milieufärbung der eigenen beruflichen – auch pastoralen – Alltagstheorien und -Konzepte wird offenbar. So haben die Wahl von Themen und Methoden, die Art der Raumgestaltung, die Präferenz von religiösen Sprach- und Bildformen oft eine bestimmte milieuspezifische Lebensorientierung zum Hintergrund. Diese Bedingtheit wird nicht immer erkannt. Man unterstellt selbstverständlich als allgemeingültig, was bei näherem milieukundigem Hinsehen lediglich partielle Geltung beanspruchen kann.

Dadurch können die Perspektiven der Adressaten aus dem Blick geraten. Für kirchliche Mitarbeiter ist bisweilen unvorstellbar, dass Menschen bestimmte kommunikative und ästhetische Vorlieben nicht teilen und dennoch an der Begegnung mit dem christlichen Glauben interessiert sind. Chancen in Seelsorge, Bildung, sozialer Arbeit können so ungewollt von den Anbietern selbst behindert werden – trotz aller Zielgruppenrhetorik und behaupteter „Orientierung am Menschen“.

Die Konfrontation mit den Sinus-Milieus enthüllt Fehlannahmen und Irrtümer, weist auf nie geprüfte Behauptungen hin, die sich zäh halten, selbst wenn die mangelnde Resonanz bestimmter „gut gemeinter“ Aktivitäten schon hätte aufmerksam machen müssen. Ein großes Ausmaß an Nichtwissen und an Fremdheit mit denjeni-

gen, für die man arbeitet, wird offenbar – auch für routinierte kirchliche Mitarbeiter. Die Perspektive der Sinus-Milieus schärft die Sicht und erhellt den Blick auf das Bedingungsgefüge persönlicher und institutioneller Entscheidungen. Sie fördert eine reflexive Haltung.

Milieusensible Seelsorge?

Das Missverständnis der Anwendbarkeit der Sinus-Milieu-Forschung

Nach dem meist erheiternden Weg durch die Milieu-Wohnzimmer und Werbebilder der Gesellschaft geht auf Tagungen die Erhellung durch die Sinus-Milieu-Studien meist über in Ratlosigkeit. Die Praktiker fragen: Und nun? Was tun damit? Was tun in Seelsorge, sozialem Dienst, in Kitas, katholischen Büchereien, in der Weiterbildung?

Dem Deutungsmodell der „Sinus-Milieus“ wird dann kurzschlüssig eine Ratgeberrolle für praktisches Handeln angetragen. „Milieu-Sensibilität“ ist einer der Hilfsbegriffe, die allerdings das grundsätzliche Theorie-Praxis-Problem verdecken. Denn auch aus dem Sinus-Milieu-Ansatz der Sozial- und Marktforschung lässt sich kein Handlungsprinzip ableiten, für eine pädagogische Praxissituation ebenso wenig wie für eine seelsorgliche.

Die Sinus-Milieus sind *eine* Form der Konzeptualisierung sozialer Wirklichkeit –, ein Denkmodell mit hohem Aussage – und Vorhersagewert. Es kann auf drängende Praxisfragen hinweisen, sie anstoßen, aber nicht beantworten:

Soll man Seelsorge-Konzepte in einer Gemeinde nur für das Mehrheitsmilieu, etwa nur für sog. Postmaterielle, machen? Soll man Gottesdienstformen einüben, die nur Moderne Performer ansprechen sollen? Wollen wir „Kirche für Alle“ sein, aber getrennt nach Milieus, an unterschiedlich gestalteten Orten? Oder wollen wir, dass die Milieus sich mischen? Wann, wann nicht? Unter welchen Voraussetzungen?

Wie wollen wir das steuern? Ist das steuerbar? Suchen oder bilden wir die Seelsorger milieuspezifisch und/oder milieuübergreifend aus? Können oder sollen Seelsorger nur für das Milieu arbeiten, aus dem sie stammen? Was wollen die Leute in und außerhalb der Gemeinden? Entspricht die Milieubeschreibung der Selbstbeschreibung der Menschen?

Man mag aufgrund der Milieu-Kenntnisse besser wirksame Marketing-Strategien für Angebote und Adressatengruppen entwickeln und Empfehlungen geben können für die Einrichtung von kirchlichen Orten, wenn entschieden ist, welche Gruppen man erreichen will.

Doch es bleibt die prinzipielle Offenheit der Milieuforschung, wenn es um die Gestaltung von Handlungssituationen geht, die im Wesentlichen auch in der Seelsorge und anderen kirchlichen Arbeitsbereichen *Kommunikationssituationen* sind. Erst eine pastorale Handlungstheorie kann hier Orientierung geben.

Es ist dabei erforderlich zu fragen, was die in kirchlichen Kontexten neu eingeübte Milieu-Taxierung für das kirchlich-pastorale Handeln bedeutet, welche Auswirkungen sie hat für die Begegnung mit gläubigen, glaubenssuchenden oder gelegentlich interessierten Menschen oder für die Vorbereitung dieser Begegnung in Werbung und Planung?

Unweigerlich stärken Kenntnisse der Milieu-Forschung in der Handlungssituation die interpretative Dominanz, die in einem blicksicherem Bewertungswissen liegt. Man kann die Anwesenden oder auch bereits die Adressaten mit einem feinen Instrumentarium sozial und ästhetisch verorten und ihr Verhalten abschätzen. Für die Auflösung dieses objektivierenden Milieublicks auf Menschen gibt es keine Regel. Die Analyse-Sprache der Sinus-Milieus enthält keine Vokabular-Passage zum Ausdruck von Respekt.

So vertieft sich die ohnehin vorhandene charakteristische Vormachtstellung desjenigen, der die pastorale Begegnungs-

situation mit dem Ziel der Einflussnahme arrangiert und gestaltet, der das Ange-messene und Sinnvolle in ihr definiert.

Entschieden sich Erwachsene zur Teil-nahme an pastoralen Angeboten und ande-ren gemeindlichen Aktivitäten, wenn sie wüssten, wie man sie und ihre Eigenarten, selbst die persönlichen Lebensdinge, in der Planungsphase betrachtet und eingestuft hat?

Überwindung der Milieu-Sicht

So inspirierend die Sinus-Milieu-Studien im Kontext professioneller Reflexion sind, so behindernd sind sie im Laufe der *Konstruktion* von seelsorgerlichen Pro-zessen. Der Deutungsrahmen muss verlas-sen werden. Milieu-Orientierung muss abgelöst werden durch eine eigenständige seelsorgerische Handlungsorientierung, die eigene Prinzipien des Handelns formulie-ren kann.

Der Subjektstatus der Adressaten muss dabei wieder in den Blick zurück kommen. Ihr Wunsch nach Selbstbewahrung und Autonomie ist zu berücksichtigen. Das bedeutet, Menschen – so weit in arrangier-ten Situationen möglich – Einsicht in die Bedingungen der Situation zu geben – im Prinzip auch die machtvollen Deutungen und Absichten transparent zu machen, die die pastorale Begegnungssituation mitge-stalten und auch ihre Person betreffen. Hier eröffnete sich ein Ansatzpunkt für Be-teiligung: Die zuvor analysierte „Ziel-gruppe“ erhaltete Gelegenheit, ihre Fragen und Anliegen auch *selbst* zu formulieren.

Milieutaxierungen bzw. die Handlungs-strategien in ihrer Folge stehen hier der zwischenmenschlichen und der profession-ellen Aufrichtigkeit entgegen. Oft werden sie von den Beteiligten ohnehin diffus wahrgenommen und behindern Offenheit und Vertrauen.

Um im Sinne der Seelsorge-Aufgabe fruchtbar handeln zu können, müssen zunächst in den Augen des Seelsorgers aus

„Hedonisten“, aus „Modernen Performern und „Konsum-Materialisten“ wieder Men-schen werden, deren sozialer Status, Bildung, Lebensstil und Geschmack ohne Belang sind, genauso wie ihr Alter, ihr Geschlecht, ihre körperliche Konstitution keine Bedeutung haben. Als „Begegnung von Herz zu Herz“ wird diese Qualität oft bildlich umschrieben. Dies verlangt einen Denk- und Haltungswechsel, der in die Nutzung des Sinus-Milieu-Ansatzes syste-matisch einbezogen werden müsste. Er ist nicht ohne Mühe. Denn die Milieu-Typi-sierungen vermögen in kurzer Zeit Wort-wahl und Wahrnehmung zu prägen. Sie geben den Anschein der Sicherheit eines (Analyse)Standpunktes.

Es bedarf einer *gegenläufigen Aufmerk-samkeit*, die Milieu-Typisierungen aufzulö-sen. Dabei ist hilfreich, den Blick zu rich-ten auf das

- *Gemeinsame* der Menschen in allen – wie auch immer bezeichneten – Milieus oder Lebensorten, auf das was alle brau-chen, in dem alle eins sind und das sich nur auf verschiedene Weise kleidet und mitteilt,
- auf das *Einzigartige* eines jeden Menschen, das sich jeder Klassifizie-rung entzieht, auf das Unvergleichliche ihres Lebens, das Unermessliche ihrer Erfahrung
- und das *Unvorhersehbare* der Begeg-nung mit ihnen.

In dieser Perspektive der Würde und des Respekts – jenseits von Milieus – kann das Anliegen jedes Seelsorge-Dienstes, Ver-kündigung des Gottesglaubens an die alles überwindende Kraft der Liebe, überhaupt erst zum Ausdruck kommen. Sie ist Gestal-tungsvoraussetzung, Vermittlungsinhalt und -geschehen zugleich.

In der Anstrengung der Nutzung und Überwindung der Milieu-Perspektive liegt der Gewinn des Sinus-Milieu-Modells für die kirchlichen Dienste. Es gibt entschei-dende Hinweise und Hilfen zur Anpassung an die vorfindbare soziale Wirklichkeit.

Die Arbeit mit dem Milieu-Modell kann dahin führen, die Eigenart des pastoralen Handelns und seine handlungsethischen Grundlagen neu wahrzunehmen.

Norbert Gernand

Heute Osternacht feiern

Auf der Suche nach Zukunft öffnenden Perspektiven

Anmerkungen:

¹ Dieses vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderte Projekt (vgl. Barz, H./Tippelt, R.: Weiterbildung und soziale Milieus in Deutschland. 3 Bände. Bielefeld 2004 und 2007) hat von 2004 – 2006 Träger der Weiterbildung darin unterstützt, ihre Angebotsentwicklung und -überprüfung deutlicher an Zielgruppen und ihrer Lebenswelt zu orientieren. Hintergrund war das Modell der Sinus-Milieus®. Im Rahmen des Projektes „Im Ziel“ wurde der Eltern-Kind-Kurs „Babyneest – Leichter Start mit Kind“ unter Nutzung der Studien zum sozialen Milieu der „Konsum-Materialisten“ speziell für ein bildungsfernes bzw. bildungsungewohntes Milieu entwickelt und erprobt. Das Kursangebot wird seit 2006 als erfolgreiches Standardangebot der Einrichtungen der katholischen Erwachsenen- und Familienbildung in Kooperation mit den *esperanza*-Beratungsstellen im Erzbistum Köln durchgeführt (vgl. Gilles-Bacciu, Astrid, Heuer, Reinhild, Lock, Stephanie: Elternbildung als frühe Hilfe für belastete Eltern. Der Eltern-Kind-Kurs „Babyneest – Leichter Start mit Kind“, in: Erwachsenenbildung 54 (2008), 217–219 und Gilles-Bacciu, Astrid: Bessere Weiterbildung mit den Sinus-Milieus? Ein Praxiskommentar: Erwachsenenbildung 54 (2008).

Osternacht – Nacht der Nächte und zentrale Feier des Kirchenjahres? Der Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit liegt auf der Hand: Wenn jeder Priester die Gottesdienste die Osternacht nur einmal zelebrieren darf und Einheit von Zeit und Ort der Liturgie gewahrt werden müssen, wird es in vielen Kirchen von Gemeinden bzw. Gemeindebezirken keine Osternacht mehr geben. Wie aber kann dann noch die Osternacht als die eine große Heilsnacht aller Christen erlebbar sein?

Hilfreiche Beobachtungen

1. Die Osternacht stellt sich heute als liturgisch-rechtlich umgrenzte Feier dar, die aber ihrerseits nur einen Teil des viel breiteren Stromes der Tradition dieser Feier abdeckt. Eine Osternachtsfeier nach dem Formular im Messbuch wird sich kaum als „Nacht der Wache für den Herrn“ – also doch wohl Ganznacht-wache! – darstellen, wie die erste Rubrik zur Osternacht es im Messbuch eigentlich fordert.
2. Die fränkisch-gallische Liturgie auch in unseren Breiten ist traditionell von Prozessionsfreudigkeit geprägt, man denke nur an Bittprozessionen und Wallfahrten.
3. In der urrömischen Papstliturgie konnten durch Stationsgottesdienste problemlos Gemeinden/Gemeindebezirke zu einer Feier verbunden werden, ohne dass die Einheit von Zeit und Ort der Liturgie verletzt wird: Man traf sich in einer

anderen Kirche als der Hauptkirche zur Statio und zog dann zum Hauptgottesdienst in die Hauptkirche. Dabei nahm die Statio keine wesentlichen Elemente des Hauptgottesdienstes vorweg.

Auf dem Weg zur Gemeinde verbindenden Osternachtsfeier

Wenn sich Gläubige aus einer Gemeinde nicht nur einzeln für sich, sondern gemeinsam auf den Weg machen, idealerweise in einer Prozession, um in der Nachbargemeinde die Osternacht mitzufeiern, weil sie in der eigenen Kirche nicht stattfindet, wäre damit schon viel für eine Gemeinde verbindende Feier gewonnen.

Unterwegs braucht man Licht zur Orientierung in der Nacht. Nichts spricht dagegen, dies als Wachelicht am Ausgangspunkt, also an der Kirche der Gemeinde bzw. des Gemeindebezirkes, von der man aufbricht, zu entzünden, es dankend zu betrachten und dann in Laternen mitzutragen, um damit in der Osternachtsfeier der Gemeinde, wo die Osternachtsfeier stattfindet, das Osterfeuer zu entzünden. Dies entspräche der Statio der Stationsgottesdienste.

Weitere Elemente könnten im Sinne einer liturgie-katechetischen Hinführung zur Osternachtsfeier hinzutreten, ohne von ihren Elementen etwas vorwegzunehmen oder sie zu ersetzen, z.B.

- Osterkerzen gestalten mit Kindern (weiße Kerzenrohlinge und Buntwachs),
- Bewahrung der Schöpfung bedenken,
- Nacht der Befreiung erinnern

(nach Ex 1–13. Dies ist sinnvoll, weil die Osternacht selbst – und gerade nicht die Abendmahlsmesse am Gründonnerstag – die christliche transformierte Weiterführung der alttestamentlich-jüdische Paschafeier darstellt: In der Osternacht sind Pascha des Gottesvolkes und Pascha Jesu Christi, d.h. sein Übergang vom Kreuz durch den Tod zur Auferweckung unlösbar miteinander verbunden wie zwei Seiten einer Medaille. Freilich bleibt das in der

Heiligen Schrift nachfolgende Thema der Rettung Israels am Schilfmeer [Ex 14–15] an dieser Stelle ausdrücklich unberücksichtigt, da es der liturgischen Osternachtsfeier vorbehalten ist.)

- Wasser schöpfen
(an einer Quelle, einem Wasserlauf o.ä.), dabei die Ambivalenz des Wassers für unser Leben bedenken (Wasserflut, Schmutzwasser, Wassermangel bedrohen uns – Fruchtwasser, Reinigungswasser und Trinkwasser brauchen wir zum Leben) und das geschöpfte Wasser für die Tauffeier der Osternachtsfeier mitnehmen,
- rote Lichter in wachender Hoffnung auf allen Gräbern der Friedhöfe beider Gemeinden aufstellen und auf dabei auf dem jeweiligen Friedhof die Namen aller im letzten Jahr auf diesem Friedhof begrabener Verstorbener verlesen usw.

Auf diese Weise würde der Boden in den Herzen der Gläubigen bereitet, um in der Osternachtsfeier selbst den Samen des Wortes Gottes und der Zeichen seiner Nähe als Antwort auf all das aufzunehmen.

Ertrag

Vielleicht sind weitergehende Gestaltungsmöglichkeiten denkbar. Doch zeichnet sich jetzt schon – unter Einhaltung der rechtlichen Vorgaben – die Skizze einer Gemeinde verbindenden Osternacht ab, bei der alle Gemeinden bzw. Gemeindebezirke etwas gewinnen können, was sie bei Beibehaltung der herkömmlichen Osternachtsfeier in allen Gemeindekirchen nie bekommen hätten: Nämlich Osternacht als das, was sie sein soll, als „Nacht der Wache für den Herrn“ (Ex 12,42/Messbuch).

In Bildern verkündigen

„Erst wenn ich einen Text wirklich verstanden habe, kann ich ihn auch gut vortragen.“ Darauf, wie sie angemessen und gut lesen, würden viele Lektoren so antworten. Zu Recht würden Pfarrer ein grundlegendes Verstehen als Empfehlung ausgeben. Im gleichen Atemzug werden noch weitere Kriterien für einen guten Textvortrag genannt, etwa: richtig betonen, laut und deutlich sprechen, sorgfältig lesen, mit Würde vortragen, die richtige Einstellung.

Beim Lesen Botschaften transportieren

Nicht wenige Priester sehen in ihrer Pfarrgemeinde die Notwendigkeit, sich mit dem Vortrag von Texten auf professionelle Weise auseinanderzusetzen. Der theologische Zugang zu einem Text ist zumeist da. Für interessierte Gemeindemitglieder gibt es Bibelschulen, die helfen, Texte zu erschließen und sie in ihrer Aussagekraft zu ergründen und zu verstehen. Die Texte aber so zu lesen, dass sie sich beim einmaligen Hören im Gottesdienst auch dem Hörer erschließen, stellt für die meisten eine hohe Anforderung dar, wenn nicht gar eine Kunst. Der Priester hat es mit dem Evangelium oft leichter, denn hier handelt es sich grundsätzlich um einen Text aus dem Neuen Testament. Oft werden „Geschichten“ aus Jesu Leben, von seinem Wirken und seinen Handlungen erzählt, häufig sind Dialoge wiedergegeben. Der Leser hat es leicht, sich in diese Geschichte hineinzuversetzen, und die Handlung ist auch für den Hörer leicht nachvollziehbar. Der

Lektor einer Lesung dagegen vermittelt nicht selten abstrakte Botschaften, die er auch selbst erst durch wiederholtes Lesen bei der Vorbereitung versteht.

Betrachten wir als Beispiel das Evangelium vom vierten Fastensonntag (Lk 15, 1–3, 11–32). Nachdem die Pharisäer und Schriftgelehrten sich über die Worte und das Verhalten Jesu empören, erzählt er ihnen zum besseren Verständnis ein Gleichnis. Dieses Gleichnis vom verlorenen Sohn wird sehr plastisch erzählt, und die Befindlichkeit des Sohnes, den es in die Ferne zog, sehr detailliert dargestellt: es ging ihm sehr schlecht (V. 14), er hätte gerne seinen Hunger mit den Futterschoten für die Schweine gestillt (V. 16), er fühlt sich nicht mehr wert, der Sohn seines Vaters zu sein (V. 19). Die Rückkehr zum Vater und dessen Empfang wird zum großartigen Ereignis und Fest. Unterdessen muss aber noch der ältere, tugendhaftere Sohn überredet werden, dass ein solches Fest aus jenem Anlass seine Berechtigung habe. Dieses Gleichnis zeigt eine Szenerie, deren Bilder den Leser für sich einnehmen. Der verlorene Sohn entspricht – im Vergleich – den Sündern, mit denen Jesus sich abgibt. Das Gleichnis mündet in eine Botschaft, die nicht nur den Schriftgelehrten nahe gebracht werden sollte, sondern die auch die Menschen in der heutigen Gesellschaft leicht verstehen können. Aus einer zentralen Botschaft heraus können die Menschen im Gottesdienst auch über die anschließende Predigt „abgeholt“ werden. In Bildern und Gleichnissen zu sprechen erleichtert das Verstehen. Viele andere Evangeliumstexte vermitteln solche Botschaften, die das Wort Jesu für uns gegenwärtig begreifbar werden lässt.

Szenen wie die genannte teilen sich beim Lesen fast von selbst mit. Besondere Gestaltungsmittel sind nicht angebracht; schließlich soll keine schauspielerische Leistung geboten werden. Notwendig ist es jedoch, so ansprechend zu lesen, dass die Geschichte in den Köpfen der Hörer lebendig wird. Wie kann der Priester so lesen, dass dies geschieht, und dass die Worte und

Taten Jesu als für die heutige Zeit gültig angesehen werden? Und wie kann er seine Lektoren dabei unterstützen, so vorzutragen, dass beim Hörer die Vorstellungskraft angeregt wird und eine Botschaft für das eigene Leben Bedeutung erhält?

Ein Lektor erwähnte mir gegenüber einmal: „Ich weiß während des Lesens nicht, wie sich das anhören muss.“ Das heißt: Was macht es aus, damit der Hörer etwas versteht?

Aus Wörtern Bilder entstehen lassen

Die eingangs genannten Kriterien sind für einen guten Textvortrag zweifellos unerlässlich. Darüber hinaus können wir uns einen Text auch noch anders erschließen. Lesen Sie sich den Text zuerst leise, dann einmal laut vor. Laut lesen deshalb, weil durch das Artikulieren und das Umsetzen in motorische Aktivität die Worte fassbarer, ja, zu einer sinnlichen Erfahrung werden. Darüber hinaus hören Sie sich selbst sprechen, und erfahren etwas vom Text durch den Klang des Gesprochenen. Worte, die ans Ohr dringen, können leichter eindringen und mit Gedankenketten und Erfahrungen verknüpft werden. Sie werden lebendig und beginnen, etwas mit dem eigenen Leben zu tun zu haben. Legen Sie nach dem lauten Lesen den Text beiseite und überlegen Sie: Welches Wort daraus ist Ihnen spontan im Kopf geblieben? Welcher Begriff spricht Sie besonders an? Dabei kommt es nicht darauf an, dass es ein besonders wirkungsstarkes Wort ist oder ein Wort mit besonderer Tragweite, oder womöglich das zentrale Thema des Textes.

Als Beispiel möge die zweite Lesung vom fünften Fastensonntag dienen (Phil 3, 8–14). Es kann ein beliebiges Wort sein, vielleicht eines, das ohnehin häufiger vorkommt wie beispielsweise *Gerechtigkeit*, *Christus*, vielleicht aber auch *Tod*, oder *Siegespreis*, ebenso vielleicht ein Verb wie *ergreifen*.

Wahrscheinlich wird es bei einem weiteren Lesedurchgang ein anderes Wort sein,

oder auch zwei bis drei Wörter oder Ausdrücke, beispielsweise *die Erkenntnis Christi Jesu, zur Auferstehung von den Toten, ich strebe danach, es zu ergreifen*. Einem anderen Leser wird ein anderer Begriff wichtig sein.

Diese Vorgehensweise klingt sehr einfach. Es geht gerade nicht darum, einen Text exegetisch zu ergründen. Außerdem ist sie sehr subjektiv. Dadurch, dass ich mir ein Wort vergegenwärtige, wird es für mich greifbar. Ich verknüpfe es mit einem inhaltlichen Kern und Sinn. Mit diesem Sinnkern mache ich einen Gedanken präsent und konkret. Was verknüpfe ich mit dem Wort *Gerechtigkeit*? Welche Assoziationen verbinde ich damit? Oft sind es auch mehrere Wörter, die nachklingen, und wahrscheinlich verknüpfen sie sich zu einem Bild. In einem Kontext erscheinen hier die Wörter *Gerechtigkeit*, *Gesetz*, *Glaube an Christus*, und schließlich entsteht die bildliche Vorstellung der Gerechtigkeit als ein Geschenk, das von Gott kommt. Zweifellos wird ein positives Bild gezeichnet. Es wird deutlich, dass es nicht um die eigene Gerechtigkeit, so wie ich sie mir entwerfe, geht. Welches Bild habe ich mit den Worten *Leiden* und *Tod* vor Augen? Zunächst vielleicht das Leiden Christi, so wie es überliefert ist, und mit dem Tod das Ende der irdischen Existenz, verbunden mit Begleitumständen, an die niemand gerne denken mag. Im Kontext erscheint *zur Auferstehung von den Toten*, und mit der Auferstehung kommen andere Vorstellungsbilder hinzu, die eine positive Perspektive bieten. Die Textpassage in den Versen 12 und 13 wirkt besonders abstrakt: *Nicht dass ich es schon erreicht hätte oder dass ich schon vollendet wäre, ... dass ich es schon ergriffen hätte*. Dem Erreichen oder Ergreifen von etwas mag ein Suchen, eine Anstrengung, vorausgehen. Schließlich erscheint mit dem *Siegespreis* wieder ein greifbares Wort. Ein Preis als Belohnung für etwas, worum ich mich bemüht habe. Und wieder ist mit dem Preis die Rede von einem Geschenk, das von Gott kommt. Auf diese Weise kann sich auch ein eher ab-

strakter Inhalt erschließen, so dass wir eine Vorstellung davon bekommen, was sich uns selbst mitteilt. Wir müssen nicht sofort den ganzen Textzusammenhang verstanden und behalten haben. Es kann sogar hilfreich sein, den Kontext zunächst auszuklammern und sich nur auf einzelne Begriffe zu konzentrieren. Trotzdem weist dieser Weg in eine entscheidende Richtung: Über bestimmte Wörter fühle ich mich angesprochen. Und wo ich mich angesprochen fühle, hat der Text etwas mit mir zu tun. Ein Begriff, den ich bewusst gehört und wahrgenommen habe, spricht mich an und rührt etwas in meinem Inneren an. Von da aus geht der Impuls zum Hörer im Gottesdienst. Nur was sich mir selbst mitteilt, kann ich auch dem Hörer mitteilen.

Den Hörer begleiten

Versetzen wir uns in die Perspektive des Gottesdienstbesuchers. Er hört Wörter und Sätze, die sich zu einer bildlichen Vorstellung formen. Die Bilder sind immer an Wörter geknüpft. Damit sich die Bildentwürfe entwickeln können, braucht der Hörer aber jemanden, der ihm diese vor Augen führt. Daraus entwickelt sich für den Hörer der gesamte Textzusammenhang, die „Geschichte“.

Aber interpretiere ich als Lektor dann nicht zu viel? Soll ich den Text nicht so neutral wie möglich lesen? Und bekommt der Gottesdienstbesucher nicht auch etwas von mir persönlich mit, von dem, was ich verstanden habe, und was mich anrührt? Letzteres will ich vielleicht lieber für mich behalten. Diese Gefühle und Befürchtungen sind berechtigt, aber unbegründet. Im Gegenteil: Nur was mich anspricht, kann Schwingungen auslösen. Wo Schwingungen entstehen, wird Resonanz erzeugt. Vielleicht hört jemand aufgrund meiner Ausdruckskraft zum ersten Mal bewusst ein bestimmtes Wort und genau dann werden Bilder und Assoziationen bei ihm ausgelöst. Diese haben dann mit der Person zu tun, die sie hört, denn so kann sie das

Gehörte für das eigene Leben einordnen und nachempfinden. Dies erzeugt oft eine Reaktion von großer geistiger Bewusstheit und Präsenz. Beispielsweise der sehr konkrete Gedanke: „*Ich vergesse, was hinter mir liegt*“, und weiter „*Das Ziel vor Augen, jage ich nach dem Siegespreis...*“ Das bewusste Nachvollziehen dieser Vorstellung macht die Tragweite des Gedankens greifbarer als vorher. Auch ein eher bedrückend wirkendes Bild wie in Vers 8 „*Ich sehe alles als Verlust an... Seinetwegen habe ich alles aufgegeben und halte es für Unrat...*“ führt uns die Tiefe der Erkenntnis vor Augen, wie es dann ja auch ausgedrückt wird „*um Christus zu gewinnen und in ihm zu sein*“.

Je mehr der Priester wie auch der Lektor darin geübt ist, sich den Text bildhaft zu erschließen, umso mehr kann er den Text „abrunden“, zu einem Ganzen machen: Was ist die Quintessenz, worauf läuft der Text hinaus? Auch dies mündet in ein konkretes Bild, das uns die Lesung begreifen und für den Hörer begreifbar werden lässt: „*Der himmlischen Berufung, die Gott uns in Christus Jesus schenkt.*“ Das ist der Siegespreis, den ich als Ziel vor Augen habe, und deswegen habe ich alles aufgegeben und will Christus erkennen.

Dem Hörer eine Brücke bauen

Grundsätzlich wird ein Lektor eine Lesung umso ausdrucksstärker lesen können, je mehr er mit einem Text vertraut ist. Zweifellos ist es hilfreich, sich als Lektor mit dem jeweiligen Text und der inhaltlichen Einbettung in den Schrifttext auseinanderzusetzen. Es ist wichtig zu fragen, in welcher Absicht der Autor seinen Text verfasst hat, an wen er sich mit seinen Worten gerichtet hat, in welchem Zusammenhang dieser Text entstanden ist. Dies setzt voraus, dass der Lektor theologisches Wissen hat und die Texte einzuordnen weiß. Doch nicht jeder Lektor wird von vorneherein erschöpfend bibelkundig sein. Im Gottesdienstalltag ist es auch nicht immer mög-

lich, sich das eigentlich erforderliche Wissen anzueignen. So steht der Lektor manchmal auf der gleichen Ebene zum Hörer. Für ihn ist eine Lesung ein einmaliges Hör-Ereignis, d.h. es lässt sich nichts wiederholen oder anhalten. Außerdem kennen die wenigsten Hörer den Rahmen, in den die entsprechende Lesung eingebettet ist. Mit der Vorstellung von Bildern baut der Lektor dem Hörer eine Brücke. Sich als Lektor in der Vorbereitung mit dem Text die Frage zu stellen: „Was hat sich hier ereignet?“ oder „Was habe ich jetzt behalten?“ holt den Hörer an der richtigen Stelle ab. Eine Idee wird präsentiert, die der Hörer mit auf den Weg nach Hause nimmt, wenn er den Gottesdienst verlässt.

Mit dem Impuls über Wörter, Begriffe und den Bildern, die ich selbst als Lektor damit verknüpfe, stehen mir Werkzeuge zur Verfügung, viele Texte über weite Strecken begreifbar zu machen. Werkzeuge, die auch der Priester einer Pfarrgemeinde an seine Lektoren weitergeben oder sie in einer Schulung dafür sensibilisieren kann. So lassen sich auch auf den ersten Blick abstrakte Lesungen verständlich und ansprechend vortragen.

Walter Koll/Hans-Bernd Hagedorn

Die Bedeutung der Krankenhaus- Seelsorge für die Kirche¹

**Beobachtungen und Erfahrungen der
Krankenhauseelsorge im Erzbistum
Köln**

*Denn ich war hungrig und ihr habt mir
zu essen gegeben;
ich war durstig und ihr habt mir zu trin-
ken gegeben;
ich war fremd und obdachlos und ihr
habt mich aufgenommen.
Ich war nackt und ihr habt mir
Kleidung gegeben;
ich war krank und ihr habt mich
besucht;
ich war im Gefängnis und ihr seid zu
mir gekommen.*

(Matthäus 25, 35–36)

1. Ausgangslage

Krankenhaus-Seelsorge ist eine große Tradition der katholischen Kirche, wenn auch ihre Gestalt und Ausformung immer wieder Veränderungen erfahren hat. Die Präsenz von Priestern und Ordensschwestern in Krankenhäusern (auch in nicht-katholischen) war jahrhundertlang selbstverständlich. Seelsorge war durch diese Präsenz immer auch integraler Bestandteil der Patientenbetreuung. Ein – wenn auch schleichender – Rückzug der Priester, Ordensleute und anderer pastoraler Dienste aus den Krankenhäusern bedeutet nicht nur einen Bruch mit dieser Tradition, sondern auch einen Glaubwürdigkeits-Verlust für

die Kirche, weil sie sich hiermit aus einem wichtigen pastoralen Feld, aus existentiellen Lebenssituationen von Menschen verabschiedet.

In der Notwendigkeit, dass unsere Kirche immer wieder nach angemessenen Wegen der Verortung in unserer Gesellschaft suchen und dabei die verschiedenen Aspekte der seelsorgerlichen Arbeit in den Blick nehmen muss, erfahren die Mitarbeitenden in der Krankenhaus-Seelsorge mit Sorge eine Priorisierung der territorial orientierten Pfarr-Seelsorge. In den Feldern der kategorialen Seelsorge, so ist zu befürchten, werden Planstellen nur soweit und solange besetzt bzw. werden Stellenpläne soweit gekürzt, wie über die territoriale Seelsorge hinaus noch Personal zur Verfügung steht. Eine hiermit entstehende „Konkurrenz“ zwischen Kategorial- und Pfarrseelsorge stellt für uns keine gute Entwicklung dar.

In den vergangenen Jahren haben die Krankenhäuser aufwendige Zertifizierungsverfahren durchlaufen, in denen auch der Stellenwert der Krankenhaus-Seelsorge von den Trägern gesehen und als wichtiger Bestandteil der Patientenversorgung festgeschrieben wurde. Wo die Kirche sich aus diesen Häusern zurückzieht und eine eigenständige Krankenhaus-Seelsorge aufgibt, wird das dadurch entstehende Vakuum von anderen Anbietern gefüllt. Die Träger werden sich andere „Seelsorger“ suchen und einstellen. Damit ist ein wichtiges seelsorgliches Feld geöffnet für Organisationen oder Personen wie Freikirchen, Sekten, Esoteriker, Therapeuten, „freie“ Theologen – erste Erfahrungen damit sind bereits zu beobachten und werden schon praktiziert.

Krankenhaus-Seelsorge – das ist durchgängige Erfahrung der in diesem pastoralen Feld Tätigen – lebt von der ständigen personalen Präsenz, die nur durch den für ein bestimmtes Krankenhaus beauftragten Seelsorger zu gewährleisten ist. Bedingt wird dies unter anderem durch Faktoren der

Schnelllebigkeit in den Krankenhäusern: kurze Verweildauer der Patienten, hohe Fluktuation der Mitarbeiter (Pflegerpersonal, Ärzte), ständige Veränderungen in Organisation und Struktur.

Als Klinikseelsorger² blicken wir mit Sorge auf die Zukunft der Krankenhaus-Seelsorge und möchten daher einige Gedanken vorbringen, die einzelne Aspekte der Bedeutung der Krankenhaus-Seelsorge für die Kirche verdeutlichen sollen.³

2. Krankenhaus-Seelsorge ist ein (Lern-)Ort für Theologie, Verkündigung und Pastoral

Wer krank oder lebensbedrohlich erkrankt ist, durchlebt extreme Grenzerfahrungen, in denen alles im Leben – auch der Glaube und die Gottesbeziehung – auf den Prüfstand kommt. Das Gleiche gilt für die Angehörigen. Und es gilt auch in verwandter Weise für die Beschäftigten eines Krankenhauses, die ständig mit dem Leid und dem Sterben und den damit verbundenen inneren Nöten konfrontiert sind. In solchen existentiellen Situationen wird der Glaube neu buchstabiert, das Gottesbild als tragfähig oder auch als nichttragfähig erlebt, das Evangelium neu gelesen bzw. gehört und verstanden. In der Begleitung der Kranken und ihrer Angehörigen, im direkten Kontakt mit den Betroffenen lernen auch die Seelsorgenden, die Hl. Schrift von den Kranken her zu lesen und zu verstehen, lernt Theologie von den existentiellen Fragen der Patienten/Angehörigen (z.B. Theodizee, Gottesbild, Gebet, Heilungswunsch, Hoffnungen ...) her zu formulieren.

Erinnert sei daran, dass der Wert der Gesprächsführung für die Pastoral zunächst in der Krankenhaus-Seelsorge entdeckt und dort mit Hilfe von speziellen Ausbildungen praktiziert wurde, ehe sie für die gesamte Pastoral verpflichtender Bestandteil der Ausbildung wie der Praxis wurde.

Themen der Moraltheologie aus dem Bereich Medizinethik haben in der Klinik ihren Praxisort, der wertvollste Kenntnisse und Erkenntnisse zu allen Fragestellungen um Lebensbeginn und Lebensende bietet (Pränataldiagnostik, Euthanasie, Organspende, Patientenverfügung ...).

3. Krankenhaus-Seelsorge hält christliche Werte präsent

In der Situation der Krankheit und des Krankenhausaufenthaltes werden vielfältige ethische Fragestellungen berührt. Bevorzugter Partner des Krankenhauses für dieses wichtige und ebenso brisante wie sensible Themenfeld ist der in dem jeweiligen Haus tätige Krankenhausseelsorger. Er ist vor Ort, schnell erreichbar, den Mitarbeitenden bekannt und mit den Themen aus der eigenen Praxis vertraut.

Die Bereiche, in denen ethische Fragestellungen behandelt und in den Blick genommen werden können, sind vielfältig: ethischer Unterricht in den verschiedenen Ausbildungsgängen, ethische Fallbesprechungen, Ethik-Komitees, Leitbildprozesse u.v.a. In all diesen Feldern ergibt sich für die Kirche durch die Person des Krankenhausseelsorgers die Möglichkeit, das christliche Menschenbild und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die jeweilige ethische Frage einzubringen. Der Krankenhausseelsorger ist ein Garant dafür, dass in der Einrichtung, in der er wirkt, christliche Werte in verschiedensten Zusammenhängen eingebracht werden können.

Gerade in einer Zeit der Ökonomisierung der Krankenversorgung, in der vieles Menschliche dem Rotstift zum Opfer fällt und in der Mitarbeitende durch Stellenabbau überlastet werden, hat die Krankenhaus-Seelsorge als im Haus tätige, aber nicht dem Haus zugehörige Institution die Chance, Anwalt der Menschenwürde für Patienten wie für Mitarbeiter zu sein.

4. Krankenhaus-Seelsorge ermöglicht Sakramentenempfang

Ein wichtiges Aufgabenfeld der Krankenhaus-Seelsorge ist die Spendung der Sakramente. Dies wird – vor allem für die Krankensalbung – durch die priesterliche Rufbereitschaft garantiert. Die Verständigung der Priester durch das Personal bzw. die Ansprache des Personals an die Patienten/Angehörigen bezüglich der Krankensalbung ist weitgehend damit verbunden, dass dieses Sakrament durch die persönliche Präsenz von Krankenhausseelsorgern im Blick bleibt. Ohne eigenständige, im Haus tätige und präsenzte hauptamtliche Krankenhausseelsorger geht die Nachfrage nach der Krankensalbung deutlich zurück. Das Gleiche gilt auch für die Spendung der Krankenkommunion sowie der Beichte.

Krankenhaus-Seelsorge braucht im institutionellen Zusammenhang Klinik ein Gesicht, braucht regelmäßige Kontakte mit einer konkreten, diesem Haus zugehörigen Person. Dann verbinden sich die Pflegenden und Ärzte auch mit den Anliegen der Krankenhaus-Seelsorge, werden zu Multiplikatoren, die ihre Patienten und Angehörigen auf die Möglichkeit der Sakramentenspendung hinweisen. Bei fehlenden regelmäßigen Kontakten mit der Krankenhaus-Seelsorge blieben auch Patienten und ihre Angehörigen innerlich so von den medizinischen Themen besetzt und gedanklich so sehr durch die Verarbeitung der Geschehnisse absorbiert, dass sie die religiöse Hilfestellung durch die Sakramente aus dem Blick verlieren würden. Dies gilt auch für das Angebot der Spendung von Nottaufen auf Neugeborenen-Intensivstationen.

5. Krankenhaus-Seelsorge ist missionarische Seelsorge

In den letzten Jahren ist auf allen kirchlichen Ebenen, so auch im „Projekt 2020 –

Wandel gestalten – Glauben entfalten“⁴⁴, von missionarischer Pastoral die Rede. Hier sehen wir eine Stärke der Krankenhaus-Seelsorge. Sie ist in hohem Maße eine aufsuchende Pastoral. Sie verwirklicht das Wort von Kardinal Höffner und versteht sich als „Geh-Hin-Kirche“.

Krankenhaus-Seelsorge zeichnet sich gerade durch aktive Präsenz im säkularen Umfeld aus, ist gelebte Inkarnation des mitgehenden, nahen, zugewandten und Heil zusprechenden Gottes.

Krankenhaus-Seelsorge begegnet Menschen aller sozialen Schichten und Milieus und nicht zuletzt vieler Kulturen. Krankenhaus-Seelsorge begegnet ebenso Menschen anderer Religionen, die diese Form der persönlichen Seelsorge, der Seelsorge in Krisensituationen und existentiellen Erfahrungen nicht kennen und diesen Dienst wertschätzen und zum Teil auch in ihren eigenen Anliegen dankbar annehmen.

Krankenhaus-Seelsorge ist missionarische Seelsorge. Sie strahlt das Bild von einem am Menschen und seiner aktuellen Situation, vor allem seiner aktuellen Not interessierten Gott aus.

6. Krankenhaus-Seelsorge ist gelebte Ökumene

Anders als in der territorialen Seelsorge ist der Rahmen für die Krankenhaus-Seelsorge in Vielem von der Institution Krankenhaus her gesetzt. Das betrifft vor allem organisatorische Bereiche (z.B. die gemeinsame Nutzung von Gottesdiensträumen).

Das Verbindende des Dienstes für die Kranken und deren Angehörige, das Verbindende des organisatorischen Rahmens und der Rolle im Krankenhaus, das Verbindende der theologischen und ethischen Fragestellungen führt oft zu einer engen und vertrauensvollen Kooperation

und zu fruchtbaren Auseinandersetzungen der Konfessionen.

Die Praxis, in Patienten-Mehrbettzimmern nicht nur das Gespräch mit katholischen Patienten führen zu können, bringt manchen Patienten mit Seelsorgern der jeweils anderen Konfession in Kontakt und führt zu Erfahrungen mit der je anderen Kirche.

Unter Wahrung der konfessionellen Eigenheiten und den von den Kirchen vorgegebenen Grenzen bietet die Krankenhaus-Seelsorge ein Bild der Gemeinsamkeit, ein glaubwürdiges christliches Zeichen des Miteinanders im Krankenhaus und ermöglicht zugleich für die Kirche wichtige Erfahrungen im ökumenischen Miteinander.

7. Krankenhaus-Seelsorge ist Kirche im säkularen Umfeld

Was für die gesamtkirchliche Situation in unserem Land noch nicht umfassend, aber sicher zunehmend gilt, das gilt für die Krankenhaus-Seelsorge in hohem Maße: sie ist Kirche im säkularen Umfeld. Die Erfahrungen, die in der Praxis der Krankenhaus-Seelsorge in diesem Rahmen gemacht werden, stellen eine wichtige Ressource für die Kirche und für die Pastoral der Zukunft dar.

Wer als Seelsorger im Krankenhaus arbeitet, lebt und arbeitet dort als Vertreter einer eigenen Institution. Der Dienstherr ist nicht das Krankenhaus, sondern der Bischof. Seelsorge lebt und arbeitet somit in Koexistenz mit einer anderen Institution. Zugleich muss sie sich ihren Platz innerhalb des Krankenhauses in Auseinandersetzung der Interessen und Vorstellungen erarbeiten. Zumal bei größer werdender Distanz der Beschäftigten zu Kirche und Glaube ist dieser Platz nicht per se gegeben. Er muss aufgrund der jeweiligen Persönlichkeit des Seelsorgers, seiner Kompetenz für das Arbeitsfeld Kranken-

haus, vor allem in der Begleitung der Patienten und Angehörigen, sowie durch eine hohe zeitliche personale Präsenz im Haus erreicht werden. Hierbei spielt die (priesterliche) Rufbereitschaft rund um die Uhr eine wichtige Rolle für die Glaubwürdigkeit des seelsorglichen Angebotes.

Kirche macht somit in Gestalt der Krankenhaus-Seelsorge wichtige Erfahrungen für ihre Zukunft in einer Gesellschaft, in der sie eine soziale Größe unter vielen anderen darstellt und sich ihren Platz ebenso durch Kompetenz und personale Präsenz wie durch Übernahme von Verantwortung in den verschiedenen Lebensräumen erarbeiten muss.

Fazit

Die bisherigen Ausführungen lassen nicht nur die Wertschätzung von Krankenhaus-seelsorgern für ihr Arbeitsfeld und das Wissen um die Bedeutung ihres Dienstes für die Menschen und für die Kirche erkennen. Sie machen auch deutlich, dass es nicht nur für die Menschen im Krankenhaus, sondern auch für die Kirche einen großen Verlust bedeutet, wenn sie sich nach und nach aus diesem für jeden Menschen bedeutsamen Ort Krankenhaus zurückzieht. Sie wollen gegenüber den für die Personalplanung Verantwortlichen ein Plädoyer für eine qualitativ und quantitativ, sowie eigenständig gesicherte Krankenhaus-Seelsorge sein.

Nach unserer Erfahrung ist eine eigenständige Krankenhaus-Seelsorge als kategoriale Seelsorge nicht durch die Zuständigkeit eines pastoralen Mitarbeiters aus dem Pastoralteam des zugehörigen Seelsorgebereiches/Pfarrverbandes zu ersetzen. Er wird immer Besucher, Person von außerhalb sein, nicht als zum Haus gehörig angesehen werden. Er wird deshalb im Gefüge der Einrichtung keine Rolle spielen können, weil er nicht in der Einrichtung und mit der Einrichtung lebt.

Auch der verstärkte Einsatz von Ehrenamtlichen – mögen sie noch so qualifiziert und engagiert sein – ist kein adäquater Ersatz für den mit der Krankenhaus-Seelsorge beauftragten Seelsorger.

Anmerkungen:

- ¹ Der vorliegende Text geht zurück auf eine zunächst in Thesenform erstellte Visitationsvorlage von Klinikseelsorger Pfr. Walter Koll anlässlich der Visitation durch Weihbischof Dr. Heiner Koch im Team der Klinikseelsorge an den Universitätskliniken Bonn vom 18. Juni 2009. Durch weitere Gespräche in der Diözesankommission und in Klinikseelsorge-Regionalgruppen, sowie durch Arbeitsergebnisse des Krankenhaus-Seelsorge-Diözesanrates 2009 ergänzt, wurde der vorliegende Text unter Federführung von Pfarrer Walter Koll und PR Hans-Bernd Hagedorn redigiert.
- ² Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Text nur die männliche Sprachform verwandt.
- ³ In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass in der Broschüre „Zukunft heute – Weichenstellung für das Erzbistum Köln“ (2004) unter dem Kapitel „Sonderseelsorge – kategoriale Seelsorge“ das Feld der Krankenhaus-Seelsorge nicht mehr aufgeführt wird, was wir sehr bedauern und was zugleich unsere Sorge verstärkt.
- ⁴ Projektstart Pressekonferenz 26.10.2007 – Dokumente unter: <http://www.erzbistum-koeln.de/seelsorgebereiche/downloads>

O Wunder!

Jessica Hausners Film „Lourdes“ zeigt Gnade und Eifersucht, Glauben und Skepsis

Für die einen ist Lourdes eine Stätte der Hoffnung, für die anderen ein Ort des Grauens angesichts von Grotte und Gottesmutterfiguren. Hier Sehnsucht nach Heilung, dort Befremden.

Im Kino war diese Ambivalenz zuletzt bei „Schmetterling und Taucherglocke“ zu erleben. Julian Schnabels kongeniale Literaturverfilmung widmet der „Welthauptstadt des Wunders“ eher beiläufig eine humorvolle Sequenz. Jessica Hausner hingegen macht die Pilgerstätte in ihrem dritten Spielfilm zum Handlungsort *und* Hauptthema.

„Lourdes“ startet am Gründonnerstag in deutschen Kinos. Ein ruhiger, formal bestechender Film, gedreht an Originalschauplätzen mit dokumentarischem Blick. Der titelgebende Ort dient „nicht als fotogener Hintergrund, sondern als widersprüchlicher Resonanzboden, der meisterhaft mit der Handlung verwoben ist.“¹

Richtungsweisender Beginn

Anfangs blickt man in einen menschenleeren Speisesaal. Suppentöpfe werden aufgetischt und Wasserkaraffen verteilt. Dann kommen die Pilger: Langsam trippelt ein junger Mann hinter seinem Rollator; ihm folgt ein flotter Fahrer im motorisierten Rollstuhl. Schließlich erscheinen alte, aber auch junge Menschen mit Behinderungen in Begleitung fesch gekleideter Helferinnen und Helfer des Malteserordens.

Zu all dem ertönt Schuberts „Ave Maria“. Der ruhige, feierlich flehende Gesang verstärkt den Eindruck, alles Elend dieser Welt

verdichte sich an diesem Ort, auch wenn Malteserschwester Cécile in ihrer kurzen Rede von Glück und Zufriedenheit spricht.

Diese erste, recht lange Einstellung stimmt ein in die Machart des Films: Man hat Zeit – vor und hinter der Kamera, die zunächst auf Abstand bleibt. Immer wieder stößt man im Laufe von 99 Filminuten auf derart sorgfältig inszenierte Tableaus.

Der einsetzende Zoom lässt zunehmend die Enge erahnen, die den Film in mehrfacher Hinsicht prägt. Sie resultiert aus der Beschränkung auf einige, mehrmals wiederkehrende Schauplätze und aus der Fixierung einiger Pilger auf ein Wunder ebenso wie aus deren Missgunst untereinander. Nicht zuletzt unterstreicht die hilflose Theologie aus dem Munde des Begleitpersonals den Eindruck eines geschlossenen Systems, einer engen katholischen Welt.

Unter den Pilgern ist ein verunglückter Motorradfahrer, verlassen von seiner Freundin. Ein verhärmter alter Rollstuhlfahrer jammert, er sei immer allein daheim. Zwei Klatschtanten, von Hautkrankheiten geplagt, halten ihre Kommentare nicht zurück. Die Begleiter agieren routiniert, mitunter desinteressiert. Der bodenständige Priester vertritt in puncto Heilung den Vorrang der Seele vor dem Körper und verkündet das ewige Leben als *die* Wirklichkeit des Christen. Die jungen Malteser sind sich bisweilen Herausforderung genug und spiegeln die Sehnsüchte mancher der Schutzbefohlenen.

Inhalt

Als bald erkennt man Christine als Protagonistin des Films. Sie leidet an Multipler Sklerose und ist vom Halswirbel abwärts gelähmt. Im Vorjahr war die etwa 30-jährige in Rom. Nun verspricht die Lourdes-Reise Geselligkeit und Abwechslung vom öden Alltag.

Christine wird gefüttert, später von Oberschwester Cécile und Freizeitschwester Maria gebettet. Schließlich beten die bei-

den noch ein Ave Maria am Bett der Kranken. Am Tag darauf schiebt die junge Schwester Christine im Rollstuhl zur Grotte, in die Bäder und bei der Prozession. An den Programmpunkten der Pilgerreise nimmt Christine eher distanziert teil, allzu gläubig erscheint sie nicht. Bei der Beichte gesteht sie dem Priester Wut und Frustration. In Maria entdeckt Christine ihr gesundes alter ego, versucht die junge Malteserin doch bisweilen, dem Anblick der Kranken zu entkommen und sich dem männlichen Begleitpersonal anzunähern.

In diesen Fällen nimmt sich Frau Hartl ihrer Zimmernachbarin an. Die alte Dame ist gesund, aber einsam. Vor dem Krankenwagen nutzt sie die Überholspur in der Basilika und fährt Christine in die erste Reihe. Auch einen Ausflug ins nächtliche Lichtermeer unternehmen die beiden auf eigene Faust.

Eines Nachts geschieht das Wunder: Christine bewegt ihre Finger, erhebt sich vom Bett und kann wieder gehen. Im Wartezimmer der Ärztekommision ist Christine keineswegs allein. Die Prüfungsergebnisse sind fraglich, kennt Christines Krankheit doch die Möglichkeit schubhafter Verbesserungen wie Verschlechterungen.

Immerhin: Die Genesene fährt mit beim Ausflug in die Berge. Dort kommt es zum Kuss mit einem der Begleiter. Mit dem sieht man Christine auch beim finalen Fest im einfalllos geschmückten Speiseraum auf der Tanzfläche. Als sie fällt, ist Frau Hartl zugegen und fährt die Geschwächte mit dem Rollstuhl davon – in der Hand die Trophäe der „Pilgerin des Jahres“.

Positive Resonanz

„Lourdes“ ist weder Werbefilm für Pilgerreisen noch Abrechnung mit Wallfahrtswesen und Wunderglauben. „Katholisches Sujet, protestantische Form, agnostischer Geist“, urteilt Christian Jungens, Redakteur der NZZ. Sein prägnantes Resümee verweist auf die Stärken des Films, dessen Ambivalenz recht unterschiedliche Rezep-

tionsweisen zulässt. Für Charles Martig, Filmbeauftragter des Katholischen Medien dienstes in der Schweiz, ist Hausners Film „eine scharfsinnige Studie über den Mikrokosmos einer Pilgergruppe und eine großartige Inszenierung mit eigenständiger Handschrift. Es gibt sie wirklich: Die Kamera als religiöses Schreibinstrument. Der Film ist Gebet und Glaubenszweifel zugleich.“⁴³

Laut Stellungnahme der Katholischen Filmkritik ist „Lourdes“ ein „streng komponiertes, reflexiv-distanziert inszeniertes Drama um innere und äußere Konflikte und Widersprüchlichkeiten, denen sich der Glaube an Gott in einer von Leid geprägten Welt stellen muss.“⁴⁴ Warum die andere, warum nicht ich? Wortlos artikuliert der Film diese Frage im Gesicht eines Mitpilgers, das puren Neid erkennen lässt. Ferner entlarvt „Lourdes“ so manche theologische Phrase als leer und deplatziert. Anders gewendet: Hausners Film lädt ein zur (Weiter-)Entwicklung und Verkündigung einer „Theologie des Leibes“, die Leid und Lust, Sinn und Sinnlichkeit Rechnung trägt.

Jessica Hausner ist ein vielschichtiger Film gelungen, der bewegt und nachdenklich macht. Ein willkommener Anlass für den gemeinsamen Kinobesuch mit Gemeindegruppen, ein themenreicher Anstoß für den regen Austausch danach – nicht zuletzt eine Steilvorlage für Predigten, die um Glaube und Hoffnung kreisen oder den Sinn des Lebens, wenn nicht gar den (Un-)Sinn des Leidens in den Blick nehmen.

Anmerkungen:

- ¹ W. Gasperi, Hoffen auf ein Wunder, zitiert nach www.cineman.de/movie/2009/Lourdes/review.htm 1 (Abruf: 05.03.2010)
- ² Chr. Jungen, Im Film „Lourdes“ entsteigt eine Gelähmte im Marien-Wallfahrtsort dem Rollstuhl, in: Neue Zürcher Zeitung am Sonntag vom 21.02.2010.
- ³ Ch. Martig, Lourdes [Film des Monats März 2010], zitiert nach: medientipp.ch/pdf/filmtipp_201003.pdf.
- ⁴ Kurzkritik zu „Lourdes“, in: film-dienst 63 (2010), H. 7 [im Druck].

Literaturdienst

Georg Steins, Egbert Ballhorn: Licht, Wasser, Leben. Die biblischen Lesungen in der Osternacht. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2010. 152 S.; 14,90 Euro. ISBN 978-3-7917-2258-0

Gerade noch rechtzeitig vor der Feier des Triduum paschale ist unbedingt und dringlich empfehlend auf die Veröffentlichung der beiden Alttestamentler Georg Steins (Professor für AT in Osnabrück) und Egbert Ballhorn (Dozent für biblische Theologie in Hildesheim und Privatdozent für AT in Bonn) hinzuweisen. In mehreren Zugängen eröffnen sie instruktive, für die Feier der Liturgie ebenso wie für die Verkündigung hilfreiche und bedeutsame Hinführungen zu allen Lesungen der Osternacht. Darin eingeschlossen sind neben den sieben at.lichen Lesungen die nt.liche Römerbrief-Perikope sowie die Oster-evangelien, wie sie die Leseordnung den einzelnen Lesejahren zuweist.

Arbeitsteilig legt Ballhorn einen besonderen Schwerpunkt auf die Bezüge zwischen Lesung und Liturgie sowie die NT-Exegese, während Steins der Exeget für die AT-Lesungen ist. Exemplarisch sei auf Ballhorns absolut unterstützenswertes Plädoyer für die Abfolge Lichtfeier – Wortgottesdienst mit den Lesungen – Taufe hingewiesen gegenüber der häufiger anzutreffenden Praxis, die AT-Lesungen der Lichtfeier voranzustellen, insofern die 1. Lesung mit dem Thema „Licht“ beginnt (Schöpfung), die letzte Lesung (Ez 36) hingegen auf das Taufgeschehen hindeutet (vgl. das Leben spendende Wasser in V 25). Wer jetzt erst das Exultet mit seiner Lichtmetaphorik ansetzt, kommt eindeutig zu spät.

Nach einem Kapitel über die Schlüsselrolle des AT in der Ostervigil durch Steins folgt aus derselben Feder die Auslegung der sieben AT-Lesungen. Grandios, wie der lange Schöpfungshymnus auf Kernpunkte hin elementarisiert wird, die sofort einleuchten, aber in der gottesdienstlichen Praxis meistens eben doch nicht benannt werden. Die Klarheit der Gedankenführung ermöglicht die Formulierung von Hinführungen im Wortgottesdienst der Osternacht, ohne zu exegetischen Vorlesungen auszuarten. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Auslegung von Gen 22. Hier findet Antworten, wer sich angesichts des scheinbar unerträglichen Inhalts dieser Lesung schwer mit ihr tut. Unterinterpretiert bleibt m.E. einzig die Baruch-Lesung. Zwar geht es hier tatsächlich und offensichtlich um die göttliche Weisheit, die sich in der Tora niedergeschlagen hat. Doch erschließt sich diese sehr ausgefallene Lesungsauswahl eher durch die Beobachtung, dass offensichtlich keine

noch so offenbare Mitteilung des Heilsplans Gottes verhindern kann, dass Menschen sie überhören oder missachten. Die Baruch-Lesung ruft damit die Gefährdung des Osterglaubens im Lebensalltag deutlich in Erinnerung und bewahrt davor, in einen ungeerdeten Halleluja-Jubel abzuheben (vgl. besonders Baruch 3,10–13). Dankbar sei darauf hingewiesen, dass alle Lesungen und Evangelien in wörtlichen Übersetzungen dargeboten werden, so dass der Prediger für die vertrauten Perikopen neu sensibilisiert wird.

Nach den Ausführungen Ballhorns zu Röm 6, dem Osterhalleluja und den Evangelien folgt ein etwas „braver“ Predigtvorschlag von Heinz-Günter Bontartz, Leiter der HA-Seelsorge im GV Hildesheim, der allerdings gut biblisch fundiert Schöpfung und Ostern zusammen bringt.

Präzise sind die Hinweise Ballhorns auf das, worauf bei der Feier der Osternacht zu achten ist. Sodann folgen mehrere Vorschläge zu Hinführungen zu den Lesungen bzw. zum gesamten Wortgottesdienst (hier kommt als weiterer Autor Klemens Teichert, Pastor der Oase Heilig-Kreuz in Hildesheim ins Spiel), eine Meditation zum Karsamstag bzw. zum Emmaus-Evangelium des Ostermontags (mit der spannenden Lesart, Gen 22 als Interpretations-Folie hinzu zu nehmen) sowie das gesamte Buch zur Synthese bringende Impulse aus der Feier des Triduum paschale von Georg Steins und seiner Frau Marianne Heimbach-Steins (Direktorin des Instituts für christliche Gesellschaftslehre an der Uni Münster) unter der Überschrift „Liturgie und Diakonie“.

Noch einmal sei's gesagt: Unbedingt und dringlich ist das Buch zur Vorbereitung der Osternacht zu empfehlen.

Gunther Fleischer

Helmut Fischer: Musste Jesus für uns sterben? – Deutungen des Todes Jesu. Theologischer Verlag, Zürich 2008. 78 S.; 9,80 Euro.

Der Verfasser ist ein evang. em. Theologieprofessor, der dieses kleine Buch als Wegweiser für die Behandlung des Themas in Lehrerfortbildung, Erwachsenenbildung und Religionsunterricht geschrieben hat. Wir wissen ja, das die Aussage „Jesus ist für uns gestorben“ in dieser Kurzfassung von den meisten Menschen – so sie davon überhaupt noch hören – entweder gar nicht oder falsch verstanden wird, selbst von hochintellektuellen Neo-Atheisten, wie es so manche neuere Veröffentlichung zeigt. Hingewiesen sei auch auf die Kontroverse des Theologen Klaus-Peter Jörns mit der Hessen-nassauischen Kirchenleitung, die die Lehre vom Sühnetod Christi verteidigt (s. Publik-Forum 9/2008).

Der Verf. stellt in seiner Schrift zunächst kurz und prägnant dar, was wir historisch über den Tod Jesu wissen, vor allem über die Umstände, die zu seinem Tod geführt haben. Die Passionsgeschichten der Evv., die noch viel mehr über die Vorgänge schreiben, sind ja schon Deutungen der Geschehnisse, Ausdruck des nachösterlichen Verständnisses von Jesus. Verf. geht dann über zu der Frage: Wie wird Jesu Tod von Ostern her gedeutet? Er stellt der Beantwortung einige Seiten über „Prinzipien der Deutung“ voraus, auf denen er wichtige Begriffe und Voraussetzungen klärt: Fakten bedürfen der Deutung; das Mit-Deuten des religiösen und kulturellen Hintergrundes; Deutung bedarf der angemessenen Sprache; die Sprache der Religion (Symbol und Mythos). Im Folgenden zeigt dann der Verf. auf, dass das alttestamentliche Welt- und Menschenverständnis Deutungshintergrund für die meisten Interpretationen des Todes Jesu ist und beschreibt ausführlich einzelne Deutungsmodelle, die für die jüdisch geprägten Jesus-Nachfolger erhellend und plausibel waren: Jesu Tod – der Tod des Gottesknechtes; Jesus, das Passalamme; Jesu Tod – ein Sühneopfer. Für die Menschen der hellenistischen Kultur deutet Paulus den Tod Jesu im Denkmodell der Mysterienreligionen: Im Mitsterben mit Jesus liegt unser Heil. Ebenso war der antike Rechtsbegriff des „Lösegeldes“ geeignet, um zu verdeutlichen, was Jesu Tod für uns Menschen bewirkt. Als die Christus-Botschaft in die germanische Kultur vordrang, musste sie in deren Denkweise zur Sprache gebracht werden. Das Denkmodell des Anselm von Canterbury vom notwendigen Opfertod Jesu für alle Menschen hat sich in der westlichen Christenheit durchgesetzt und die vielen biblischen Deutungsansätze auf eine einzige „Totalerklärung“ reduziert.

Verf. will mit seinen Ausführungen deutlich machen, dass keines der Erklärungsmodelle einen Absolutheitsanspruch erheben kann. Damit werden sie nicht als „falsch“ dargestellt; aber jedes bringt nur eine ganz bestimmte Facette in den Blick und ist nur in einer bestimmten Zeit und Denkweise verständlich. Schließlich wird aufgezeigt, dass im NT auch Deutungen des Todes Jesu zu finden sind, die nicht von der Opfervorstellung geprägt sind, sondern Jesu Sterben als Offenbarung der göttlichen Liebe zeigen. Gott „gab“ seinen Sohn (vgl. Joh. 3,16) nicht zum Sterben in die Welt, sondern damit er durch seine Art zu leben die Liebe als das Wesen Gottes offenbar mache und so Menschen zum Leben bringe. Diese Deutungen findet Verf. im Johannes-Evangelium: Die Worte von der Fußwaschung, vom Licht der Welt, vom guten Hirten, von der Lebenshingabe für die Freunde. Es sind „opferfreie“ Deutungen, die die Botschaft Jesu für die gegenwärtige Generation verständlich und sachgerecht zum Ausdruck bringen können.

Mich sprechen die Ausführungen des Verf. an, sie erscheinen mir plausibel und vermittelbar. Freilich

gibt es auch eine Reihe von Theologen, die der Meinung sind, dass die fundamentale Bedeutung von der stellvertretenden Sühne unbeschadet der Vielfalt gilt, die sich im NT beim deutenden Zugriff auf den Tod Jesu zeigt (so u.a. Gerd Häfner). Auch die Liturgie spricht ja von der Hingabe Jesu „zur Vergebung der Sünden“. Ist damit nur die „Anzeige“ der schon geschehenen Versöhnung durch Gott angesagt oder doch mehr?

Norbert Friebe

Abraham a Sancta Clara: Hui und Pfui der Welt. Predigten und Schriften. Nachwort von Franz Schuh. Manesse, Zürich 2009, 384 S., 22,95 Euro.

Am 1. Dezember 2009 jährte sich der Todestag von Abraham a Sancta Clara zum 300. Mal. Der Augustinermönch Johann Ulrich Megerle war kaiserlicher Prediger in Wien und Prokurator der deutsch-böhmischen Provinz des Ordens. Er war ein meisterlicher Herrscher der barocken Sprache, seine Predigten kraftvoll und ausdrucksstark. Heucheleien waren ihm zuwider, das Evangelium hatte für ihn konkrete und lebenspraktische Bedeutung. Zu seinem Todestag hat nun der Manesse Verlag die besten und bekanntesten Predigten eines Mannes, der vom Ausdruck her Martin Luther ebenbürtig war, in einem Band zusammengefasst. Die Publikation erfolgt nicht nur aus literaturhistorischem Interesse, sondern weil die Herausgeber von der Aktualität der Texte überzeugt sind. Schon der Titel „Hui und Pfui der Welt“ verrät, wie viel an Weisheit auch heute noch aus den Predigten herauszulesen und herauszudenken ist, ja, dem Herausgeber gelingt es sogar in der editorischen Notiz, eine Verbindung zwischen den Predigten des Augustiners und dem jüngst verstorbenen Michael Jackson zu ziehen.

Die Kraft des Glaubens und der Glaubenszweifel, das Vertrauen in Gottes Wirken und die Eitelkeit des Menschen, selber machen zu können und zu wollen, das sind die Themen der Predigten. Gerade der Glaube ist so prägend, dass er in seinem Urvertrauen selber zum Witz beiträgt. Denn, so Franz Schuh, „der gläubige Mensch ist gewitzt, er ist ein Mensch, der die Differenz von Innerzeitlichkeit und Transzendenz kennt, vielleicht sogar auskostet.“ Abraham a Sancta Clara gelang es, das in Worte zu fassen.

Besonders zu loben ist der editorische Anhang. Nicht nur, woher die zusammengestellten Texte entnommen sind, ist dort verzeichnet, sondern auch noch Anmerkungen und ein umfangreicheres Glossar, das zudem eine Fülle von Wörtern bietet, die in der Sprache (leider) verloren gegangen sind. Die Texte von Abraham a Sancta Clara sind es nicht – dazu tragen Veröffentlichungen wie die hier vorgestellte bei.

Martin Lätzel

Unter uns

Auf ein Wort

„Pilatus antwortete ihnen: ‚Ihr sollt eine Wache haben. Geht und sichert das Grab, so gut ihr könnt‘. Darauf gingen sie, um das Grab zu sichern. Sie versiegelten den Eingang und ließen die Wache dort.“ (Mt 27, 65–66)

Die Kalkulation geht nicht auf
weder Stein noch Wache
können den gekreuzigten Jesus festhalten.

Gott kalkuliert an Stein und Wache vorbei
auf seine Weise.

Gott vollendet was er geschaffen hat.
nach dem Maß einer Liebe,
die sich verschwendet.

Gott öffnet ein für allemal
den Eingang zum Grab
S o n n t a g
am ersten Wochentag.

Die Kalkulation konnte nicht aufgehen.
Gott kalkuliert immer
für das Leben.

Sigrid Majunke

Wirtschaftskrise

Am Palmsonntag 2009 nach der 11.15 Uhr-Messe geht der Pastor direkt ins Café. Auf dem Heimweg zur Kirche hatte er im Schaufenster an erster Stelle der besonderen Angebote „Bauernomlett“ gesehen, was er gerne isst.

Er bestellt „ein Bauernomlett, ein Glas Tee; mein Zug fährt um 13 Uhr.“

Doch bald wird dem Pastor mitgeteilt: „Wir können kein Bauernomlett servieren, weil wir keine Kartoffeln haben“.

„Sie haben keine Kartoffeln? Soll ich welche holen?“

„Wir haben Kartoffeln. Aber es dauert zu lange, bis diese geschält und gekocht sind.“

Als Ersatz einigt man sich auf einen Toast Hawaii. Der kommt rechtzeitig, sieht gut aus und schmeckt auch gut. Als es ums Bezahlen geht, fragt die Servierdame: „Sind Sie satt geworden?“

„Nein! Dafür war er zu klein! Ich werde es aber bis nach Hause schaffen.“

Hätte sie gefragt: „Hat es Ihnen geschmeckt?“ hätte sie eine positive Antwort erhalten: „Ja!“

Auf das richtige Fragen kommt es an!

Anonymus

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E